



Berlin, den 15. Dezember 1900.

Deutsche Weltpolitik.

In der Reichstagsdebatte der dritten Novemberwoche sind zwei Umstände nicht erwähnt worden, von denen der erste mindestens Beachtung verdient, der zweite aber für uns Deutsche den Kern der Sache bildet. Die heutigen Kulturstaaten unterscheiden zwischen Naturvölkern, die einfach als *primi occupantis* behandelt werden, und zwischen Staaten, denen gegenüber der Schein eines Rechtes gewahrt werden muß. Bei dieser Unterscheidung spielt die wahre Kultur, die in der Humanität besteht, aus dem einfachen Grunde keine Rolle, weil es von ihr keine juristisch verwertbaren Kennzeichen giebt, sondern dabei kommt nur die technische Civilisation in Betracht. Ein Staat im Sinn des modernen Völkerrechts ist vorhanden, wo es eine feste, gewerblich thätige Bevölkerung giebt, eine regelmäßige, wie immer geordnete Verwaltung und eine Regierung, die Anleihen aufnehmen kann. In diesem Sinn ist China zweifellos ein Staat, ist es einer gewesen, als Europa noch keinen einzigen Staat hatte. Es ist in höherem Grade ein solcher Staat als Rußland, das nur militärisch den Chinesen überlegen ist — dank seiner westeuropäischen Nachbarschaft —, in allem Uebrigen ihnen weit nachsteht. Die Chinesen sind sehr viel thätiger als die Russen und haben weit mehr Schulbildung. Ihre Staatsverwaltung ist nicht schlechter als die russische; und vor Allem: sie haben ihr ganzes Land in einen Fruchtdaer und Fruchtgarten verwandelt, während der Russe seinen Boden auch auf der fruchtbaren Schwarzerde verwaarlosten und verfallen läßt. Die Acker- und Gartenerde ist kein Naturprodukt, sondern ein Produkt menschlicher Arbeit. Die Chinesen haben sich ihr Acker- und Gartenland in Jahrtausenden mühsamer Arbeit geschaffen, und wenn es irgendwo in der Welt ein heiliges Eigenthum giebt, so ist es dieses. Und die Hauptsache: der chinesische Staat ist der einzige Großstaat der Welt, der niemals einen

anderen Großstaat geschädigt hat. Invasionen hat er erlitten, z. B. eine von den Hunnen, die er seiner Civilisation unterworfen und sich assimiliert hat, er selbst aber hat niemals weder Eroberungskriege noch Beutezüge unternommen, sondern sich friedlich auf das ihm von der Natur angewiesene Gebiet beschränkt. Welcher Staat unseres Kulturkreises kann Das von sich rühmen? Nicht ein einziger! Darum sind alle Einfälle der Europäer ins chinesische Gebiet, von den abscheulichen Opiumkriegen der Engländer angefangen, der blutigste Hohn aufs Völkerrecht und nichts als nackte Räuberei. Das einzige chinesische Erzeugniß heraus zu holen, das die Europäer brauchen, den Thee, ist ihnen niemals verwehrt worden; und europäische Erzeugnisse auszuschließen, die der Chineser weder braucht noch mag und zu denen außer den Waaren auch die Gedanken, Sitten und Religionen gehören, ist sein gutes Recht. Das Einzige, worüber sich einzelne Staaten beklagen können, ist die Einwanderung chinesischer Arbeiter. Die können sie jedoch verbieten; und kommen die zudringlichen Rader trotzdem, so kann man sie ja ins Meer werfen; dagegen könnte die chinesische Regierung nicht das Geringste thun.

Also: der Einfall der Mächte in China bedeutet den amtlichen Verzicht auf die Dekoration, die man das Völkerrecht nennt. Und Das sollte immerhin registriert werden. Verwerflich wäre es darum an sich noch nicht zu nennen, denn in der Politik hat der Begriff des sittlich Verwerflichen keine Geltung. Kultur, Humanität, Moral sind Güter des Privatlebens und kleiner Gemeinschaften. Die Politik ist der organisierte Kampf ums Dasein, in dem nur das Recht, des Stärkeren gilt. Wenig kommt darauf an, ob die Hunnenbriefe Wahrheit berichten oder nicht. Wenn es in China hunnisch zugeht, so hat Niemand ein Recht, sich darüber zu verwundern; unter solchen Umständen ist es stets so zugegangen und wird es stets so zugehen. Kein Mensch zweifelt daran, daß die Engländer im Burenlande, unter Kriern und Glaubensgenossen, ein Jahr lang hunnisch gehaust haben und heute noch haufen, und doch sind die Engländer ein Volk, das sich im Reichthum an feinsten Blüthen echter Humanität, Dichtkunst, Wissenschaft, Nächstenliebe mit uns Deutschen messen kann; und sie sind obendrein viel gläubigere Christen als wir Deutschen. Die Politik, die im grundsätzlichen Unrechtverüben besteht, bringt eben alles Schlechte und Böse an die Oberfläche und zur Herrschaft. Ich sage nicht: alle Schlechten und Bösen; denn Die in der Politik Schlechtes und Böses thun, zu thun gezwungen sind, sind im Privatleben oft die edelsten, gerechtesten, vernünftigsten und liebevollsten Menschen. Die ganze politische Geschichte der Menschheit ist, vom Standpunkte des Kulturmenschen aus betrachtet, ein einziger Strom von Schmutz und Blut, eine einzige Kette der gräulichsten Verbrechen. Wenn man Das zum ersten Mal merkt, glaubt man ja, verrückt werden zu müssen. Bei mir liegt dieser Moment aber

dreißig Jahre zurück. Wägte es Nebel, so wäre es um die liebenswürdige naive Enttäuschung, die ihn beim Anblick jedes Unrechtes packt, geschehen.

Doch alle Spinnengrübel würden nicht hinreichen, das China-Abenteuer zu verurtheilen, wenn es einen politischen Nutzen brächte; denn in der Politik gilt eben keine andere Moral — wenn man durchaus von Moral in der Politik reden will — als die den Jesuiten mit nur sehr bedingtem Recht zugeschriebene. Aber dieses Abenteuer nützt nichts und richtet nur Unheil an. Bei dieser Verurtheilung denke ich nicht an die Dinge, die nach ein paar Wochen allen Gassenjungen geläufig sein werden: daß unser winziges Bißchen Handelsinteresse dadurch nicht gefördert, sondern geschädigt wird; daß wir auf friedlichem Wege ganz sicher zu den chinesischen Kohlenlagern gelangt sein würden, ehe unsere deutschen der Erschöpfung entgegengehen werden; daß die Zwangserziehung der Ostasiaten zu gewerblichen Konkurrenten die unbegreiflichste aller europäischen Dummheiten ist; daß man, um sich die geforderte Genugthuung in Prinzenköpfen und Taels zu sichern, ganz China erobern und in europäische Verwaltung nehmen müßte und daß ein Kondominium von sieben oder acht Großmächten, wenn es zu Stande käme, ein Ding zum Totlachen sein würde. Also diese selbstverständlichen Dinge meine ich nicht, sondern: daß das Chinaabenteuer den Entschluß der Regierung bedeutet, Deutschland in die Bahn der Expansion nach englischem Muster hineinzu-treiben. Das ist mir der Kern der Sache.

Mit dem Wirthschaftsleben verhält es sich etwas anders als mit der Politik; es zwingt nicht unter allen Umständen zur Ungerechtigkeit, sondern nur in gewissen Abschnitten seines Verlaufes. Im ersten Stadium ist es ein Ringen mit der Natur und ein Prozeß fortschreitender Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung. In diesem Stadium gilt das Gesetz der Bevölkerungskapazität: je stärker die Bevölkerung wächst, desto mehr wächst die Fähigkeit des Bodens, eine noch größere Volkszahl zu ernähren, weil in Folge der fortschreitenden Arbeitgliederung die Produktivität der Arbeit noch stärker wächst als die Volkszahl. In diesem glücklichen Zustande wird der neue Ankömmling, er mag ein Einwanderer oder ein neugeborenes Kind sein, nicht als Konkurrent gefürchtet und gehaßt, sondern als nützlicher Gehilfe und Mitarbeiter liebevoll und freudig begrüßt. Der wirthschaftliche Nutzen steht im Einklang mit der Moral. Dieses glücklichen Zustandes haben sich nicht etwa bloß die Griechen der homerischen Zeit oder die deutschen Besiedler Ostelbiens im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erfreut, sondern in weit höherem Grade — weil mit vollkommenerer Technik ausgerüstet — die Besiedler Nordamerikas bis um das Jahr 1860; und heute noch erfreuen sich seiner die Ansiedler in einigen australischen Kolonien, in Neuseeland, in Südbrasilien, in Argentinien (so weit sie da nicht schon von Kapitalisten ausge-

beutet werden); auch in Chile lebt man noch behaglich. Das selbe Glück würde aufs Neue erblühen, wenn die noch verfügbaren, theils jungfräulichen, theils verwahrlosten Gebiete besiedelt würden. Noch ganz ungebaut sind die ungeheuren Gebiete des Amazonenstromes, Orinoco's und des Oberlaufes der Zuflüsse des La Plata, verwahrlost die meisten Länder des spanischen Südamerika, Vorderasien, die Balkanhalbinsel, Ungarn und Sibirienland.

Die Bevölkerungskapazität hat, wie alles Irdische, ihre Grenze. Ueber diese hinaus tritt Ueberbevölkerung ein. Sie zeigt sich darin, daß nicht mehr alle Volksgenossen produktiv — Das heißt: nützlich — beschäftigt werden können. Entvölkerung einzelner Provinzen, wie bei uns Ostpreußen, ist ein Symptom der Ueberbevölkerung: weil die Erzeugung und Verarbeitung der heimischen Bodenfrüchte auf der zu klein gewordenen Scholle (Verfäulung macht auch die große Scholle klein) den Mann nicht mehr nährt, ist er gezwungen, in die industriellen Centren abzuwandern, wo fürs Ausland oder für den Luxus der Reichen oder für die militärischen Mord- und Zerstörungsmaschinen gearbeitet wird. Wenn bei roher Technik neun Zehntel des Volkes Bauern sind, leben diese neun Zehntel, also der allergrößte Theil des Volkes, in jämmerlichster Armseligkeit. Bei mittelmäßiger Technik ist der gesunde Zustand erreicht, wenn der landwirthschaftlichen Bevölkerung eine gleiche Zahl von Gewerbetreibenden und Angehörigen der sogenannten freien Berufe zur Seite steht. Je eine landwirthschaftlich thätige Familie vermag außer sich selbst eine zweite Familie mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu versorgen; und Das, was ihr dafür die andere Volkshälfte an Kunstzeugnissen und geistigen Gütern liefert, reicht für ihren Komfort und ihre Bildung und Gemüthsbedürfnisse vollkommen aus. Dieses Verhältniß bleibt aber auch bei fortschreitender Technik das gesunde. Allerdings müßte man eigentlich fordern, daß die Zahl der Gewerbetreibenden und geistig Produzierenden im Verhältniß zu der in der Rohproduktion Beschäftigten stetig kleiner würde, weil bei fortschreitender Technik zur Herstellung der selben Menge von Gewerbezeugnissen eine immer kleinere Anzahl von Arbeitern erfordert wird und weil etwa zwanzig in Buchdruck, Buchhandel, Buchbinderei, Papierfabrikation u. s. w. Beschäftigte zusammen mit dem einen Autor genügen, hundert Millionen mit dessen Gedanken zu speisen, während in der Zeit des Bacherschreibens kaum 200 000 Arbeiter dazu hingereicht haben würden. Aber mit fortschreitender Technik vermehren sich auch die Bedürfnisse; und so lange diese nicht ins Unsinnsige und Schädliche ausarten, kann man ja der Menschheit eine immer reichlichere Bedürfnisbefriedigung, schon als Zeitvertreib, gönnen. Das Verhältniß braucht sich also bei fortschreitender Technik nicht zu ändern. Aber sobald die Zahl der landwirthschaftlich Thätigen unter die Hälfte sinkt, ist an die Beschäftigung aller übrigen in nützlicher Produktion nicht mehr

zu denken. Dann entstehen die Zustände, die von mir und Anderen oft genug geschildert worden sind und die ja Jedermann bei uns vor Augen hat. Nicht mehr mit der Natur wird gerungen, sondern mit den Konkurrenten. Ein großer Theil der Bevölkerung ist nicht mehr damit beschäftigt, etwas Nützliches zu schaffen, sondern damit einen Anderen aus seiner Arbeitstheile zu verdrängen oder die Früchte der Arbeit Anderer durch Spekulation, Schwindel, Spiel oder Betrug einzuheimsen. Von den Arbeitenden produziren Viele theils ganz werthlose, theils schädliche Luxusgegenstände. Die Reklame, die neben der Beschwindelung der Käufer auch die Vernichtung der Existenz der Konkurrenten zum Zweck hat, wird ein eigener Erwerbszweig, der viele Personen ernährt. Dieser brutale und leidenschaftliche Konkurrenzkampf erzeugt eine Menge Kollisionen, die man zu Gesetzesverletzungen stempelt, indem man Gesetze dagegen erläßt. Zugleich wächst aus der großen Zahl von Schwächeren im Kampf, aus den Lüderlichen und aus den Schläuen eine Schicht der Deklassirten, die vom Lumpenproletarier und dem gemeinen Gewohnheitsverbrecher bis zum Hochstapler und dem vornehmen Spieler reicht. Das Alles macht eine Anzahl von Gerichts- und Polizeibeamten (ein völlig gesundes Staatswesen würde gar keine besoldete Beamten haben) und eine Unmasse von Kosten nöthig, die am letzten Ende gleich allen Kosten Niemand als der wahrhaft Produktive trägt. (Man denke nur an die Kosten der vollkommen überflüssigen Standaalprozesse der letzten Zeit!) Das sich immer unzlösslicher verzweigende Gewirr zwingt die Behörden und die Menschenfreunde, Aufpasser zu bestellen und Geld und Arbeitskraft ohne Maß auf Untersuchungen zu verwenden, das Ergebnis der Untersuchung zwingt dazu, neue Gesetze zu erlassen, zu deren Durchführung neue Aufpasser, neue Beamten anzustellen, deren vergebliche Thätigkeit zu neuen Enqueten zwingt, — und so fort in infinitum. Und die Presse verfühet ein unendliches, zum größten Theil ganz unnützes Gewäsch über das Alles. Bei Hunderttausenden wie wahnsinnig Schaustender und Hastender läßt sich gar nicht mehr beurtheilen, ob es etwas Nothwendiges und Nützliches oder wenigstens Unschädliches ist, womit sie sich abrackern. Wenn ich einen großstädtischen Rangirbahnhof sehe, dieses unendliche Gewirr von Gleisen, Signalvorrichtungen und Lichtern, dessen bloßer Anblick schon schwindlig macht, so wundere ich mich jedesmal darüber, daß nicht täglich ein paar Hundert Menschen gerädert und zermalmt werden. Selbst wenn die Eisenbahnverwaltung auf ihre berücksichtigte Sparsamkeit verzichtete, würde bei solchem Verkehr die Zunahme der Unfälle nicht abzuwenden sein. Daß nicht weit mehr geschehen, ist ein glänzendes Zeugniß für die Spannkraft und Pflichttreue unserer Bahnbeamten. Und in diesem verwickelten Eisenbahnwesen sehen wir nun sowohl ein Produkt als ein anschauliches Bild unseres wirtschaftlichen Zustandes. Die Ueberkünstlichkeit

des Betriebes und die übermenschlichen Leistungen seiner lebendigen Mädchen gewähren ja dem Beschauer eine Art von ästhetischem Genuß, der aber doch vom Grauen und von der Angst vor der Zukunft weit überwogen wird.

Vermehrung der Strafgesetze, der Polizei, der Richter, der Gefängnisse, Enquêtes, Sozialreform, großstädtische Wohnungsreform können an dem Zustande nichts ändern. All diese von viel tausend braven Männern und Frauen mit bewundernswerther Aufopferung geübte Pflichterfüllung gleicht dem Flickens eines alten morschen Gewandes, in das die Nadel der Flickerin neue Löcher reiht. Daß Gräuelt, wie sie in Fabriken und Gruben an Kindern vor sechzig Jahren in England verübt worden sind und in Italien heute noch verübt werden, daß solche Gräuelt aufhören, kann die Gesetzgebung erzwingen; aber daß sich ein immer größerer Bodensatz von Elenden, Verkommenen, Deklassirten und vor Allem von Unproduktiven und von Schädlingen bildet und daß die Produktiven durch die Last der Arbeit, die wachsenden Ansprüche, die an sie gestellt werden, und durch die Unsicherheit ihrer Existenz verbittert werden: Das können alle Gesetzgeber, Obrigkeiten und Sozialreformer nicht hindern. Die Sozialreform zum Beispiel beseitigt das Elend nicht, sondern jagt es nur aus einer Gestalt in die andere. Aus den Fabriken treibt sie die Kinder in die Hausindustrie und in den Straßenhandel; und verbietet man Beides, so nimmt man ihnen das Brot. Auf die sozialdemokratische Utopie hofft kein Denker mehr. Unentbehrlich ist freilich die Sozialdemokratie; wäre sie nicht vorhanden, so müßte eine verständige Regierung sie schaffen. Denn sie allein konnte mit ihren utopischen Versprechungen eine Arbeiterorganisation zu Stande bringen, die stark genug war, in der allgemeinen Konkurrenzbalgerei den Lohnarbeitern einen leidlich verhältnißmäßigen Antheil am steigenden Ertrage der Rationalarbeit zu sichern; ohne sie würden die Massen verelendet sein und die Produktion müßte, um sich bei der Verminderung des innern Massenkonsums einigermaßen auf den Beinen zu halten, ganz verdrückt und verderbliche Bahnen einschlagen.

Das Alles rührt ja nun wohl den kühlen Staatsmann nicht. Dafür wird ihn die bevorstehende Neuordnung der Handelsverträge packen, denn dabei muß Riquels Sammelpolitik, der die gemeinsame Furcht der feindlichen Brüder vor den Arbeitern zu einigen Erfolgen verholfen hat, definitiv versagen. Bei Ueberöflerung gerathen Industrie und Landwirtschaft in einen unlösbaren Interessenkonflikt. Die auf Export angewiesene Industrie muß, um konkurrenzfähig zu bleiben, wohlfeile Nahrungsmittel für ihre Arbeiter fordern. Die Gutsbesitzer müssen hohe Preise für ihre Erzeugnisse erstreben, weil sich sonst ihr Anlagekapital nicht verzinst. Freilich machen sie dadurch, wenn nicht ihre eigene Lage, so doch die ihrer Nachkommen nur schlimmer und unhaltbarer. Jede Steigerung der Nahrungsmittelpreise steigert die Grund-

rente, jede Steigerung der Grundrente steigert den Kaufpreis der Güter, und zwar stärker als die Grundrente, weil beim Güterkauf die steigende Tendenz escomptirt wird, und der Preisfall, der unvermeidlich jeder Preissteigerung folgt, führt zu einem Gütercrach. Die allein mögliche Lösung der Agrarkrisis ist zugleich die Lösung der allgemeinen wirtschaftlichen Krisis, indem sie den beschriebenen ungesunden Zustand beseitigt, das Gleichgewicht zwischen Landwirtschaft und Industrie wieder herstellt, allen Volksgenossen den Zugang zu produktiver Beschäftigung wieder eröffnet. Nicht in der utopischen Vergesellschaftung der Produktionsmittel liegt das Heil, sondern in der Vermehrung der kleinen und der mittleren Privatbesitzer, in der Wiederherstellung eines Zustandes, wo die überwiegende Mehrheit des Volkes auf dem Besitz eigener Produktionsmittel, namentlich eigenen Acker und eines eigenen Hauses, sicher ruht. Von älteren Zuständen dieser Art würde sich der neue durch den Reichtum an Werkzeugen, Verkehrsmitteln und Bequemlichkeiten unterscheiden, die unsere heutige Technik auch dem kleinen Besizer darbietet. Das Wort „Weltpolitik“ hat, richtig verstanden, einen guten Sinn. Es bedeutet, daß, nachdem Bismarck das europäische Staatensystem durch die Schaffung des Deutschen Reiches und dessen Erhebung zur Vormacht vollendet hatte, sofort auch 'die 'kera 'oks europäischen Völkergewaltens zu Werke ging. Es zeigte sich, daß die Interessen der Staaten, die zu dieser Familie gehörten, theils nicht mehr ausschlaggebend waren, theils außerhalb Europas lagen, daß Rußland, England und Nordamerika eine Macht entfalteten, neben der die Macht Oesterreichs, Frankreichs und Italiens verschwand, und es fragte sich nur, ob das deutsche Volk in die Reihe der Weltmächte einrücken solle und wolle oder ob es sich mit dem Range eines Mittelstaates zu bescheiden habe. Als ich zum ersten Male gesagt hatte, vorläufig fassen wir im zweiten Range, wurde mir Das sehr übel genommen. Ich hatte aber ausdrücklich hinzugefügt, wir hätten Anspruch auf den ersten. Die drei Machtfaktoren der Staaten sind: Gebiet, Volkszahl und Geisteskraft. In der Geisteskraft sind wir allen Nationen ohne Ausnahme überlegen. In der Volkszahl (mit den außerhalb des Reiches wohnenden über 70 Millionen) sind wir den Nordamerikanern beinahe gewachsen und den Engländern, wenn deren exotische Unterthanen nicht mitgezählt werden, sogar überlegen. Was uns fehlt, ist ein entsprechendes Gebiet, das wir nicht bloß um der politischen Macht willen, sondern auch aus ökonomischen Gründen brauchen. Wo unser Zuwachsbereich liegt, habe ich oft gesagt und werde ich, so sehr ich auch ausgelacht werde, immer wieder sagen. Wir haben die (als politisches Gebilde jämmerliche) österreichische Monarchie — vorläufig wenigstens Obleithanien — zu annektiren und von da aus Ungarn, die Balkanhalbinsel, Vorderasien und Südrußland zu kolonisiren. Die deutschen Kolonien in den genannten Ländern

werden nicht unmittelbare Provinzen des Deutschen Reiches sein, aber unter seiner Oberhoheit stehen und wirthschaftlich so innig mit ihm verbunden sein, daß sie die vorhin beschriebene heilende Kraft üben. Und zugleich werden sie dem Deutschen Reich die ihm gebührende Weltstellung sichern. Daß die Chinapolitik die feierliche Inaugurirung der Wasserpolitik, damit aber den Verzicht auf die Ausdehnung Deutschlands zu Lande und die Entscheidung für die Steigerung des beschriebenen unerträglichen Zustands ins Unmögliche bedeutet: Das ist ihr Haupt- und Grundfehler.

An und für sich darf man es der Regierung nicht verargen, daß sie auf Ausdehnung unseres Exports bedacht ist und sich keine Gelegenheit entgehen läßt, in einen offenen Thürspalt einen Fuß zu setzen, wäre es auch in dem mehr Schaden als Nutzen verheißenden China. Nur hätte sie ein gewagtes Experiment, zu dem sie die Noth trieb und bei dem sie sich noch dazu nicht besonders geschickt benommen hat, nicht als die Eröffnung einer neuen, glorreichen Aera ausposaunen sollen. Die Noth zwingt sie zu solchen Experimenten, weil die Lage für die Expansion zu Lande noch nicht zum zweiten Mal reif ist (der große Moment von 1848, der den Deutschen die Einigung aller deutschen Stämme so zu sagen auf dem Präsentirteller darbot und das Thor nach Osten öffnete, hat ein kleines Geschlecht gefunden) und weil zur Zeit alle Potenzen unseres Vaterlandes dagegen sind. Vorläufig stehe ich mit meiner Schulle noch ganz allein. Aber wenn in dem Interessentkonflikt zwischen Industriellen und Landwirthen der eine der beiden dem Staate gleich nothwendigen Stände unterlegen und schwer geschädigt sein wird, wenn alle Farbigen theils vom Antlitz der Erde wegcivilisirt, theils mit der hinreichenden Anzahl von Sigerlanzjügen versehen, wenn der Montblanc und die Jungfrau mit Drahtseilbahnen, Hotels und Plakaten überklebt sein werden, wenn das mit unserer „Kultur“ beglückte China Europa mit wohlfeilen Industriewaaren überschwemmen, wenn die internationale Konkurrenzbalgerei um die Kunden eben so blutig wie erfolglos sein wird, wenn die Völker beim besten Willen nicht mehr im Stande sein werden, die Zahl der Riesenmordmaschinen und schwimmenden Festungen zu vermehren, deren Bau jetzt den Schein erwecken hilft, als gebe es für alle Hände produktive Arbeit zu leisten —: dann werden sich die Staatsmänner daran erinnern, daß in der Zeit von 1820 bis 1860 Männer wie Friedrich List, Hartort, Robertus, Lothar Bucher, Victor Aimé Huber auf dem Weg nach Osten hingewiesen haben. Mehr, schreibt List einmal, lassen sich die thörichtesten europäischen Mächte die Aufrechterhaltung der türkischen Barbarei kosten, als die Kultivirung Anatoliens kosten würde.

Los von Rom!

Nicht zum ersten Mal durchhallt jetzt die Lande der Ruf: Los von Rom! Das war schon oft der Fall. Selbstverständlich. Jahrhunderte hindurch beherrschte Rom die europäische Kulturwelt mit der Schärfe des Schwertes. Die Macht die Legionen hielt Europas Völker unter seinem Joch; bis physische Macht physischer Uebermacht unterlag. Wilde Barbarenhorden ergossen sich über Italien und überflutheten Rom. Seine Herrschaft war gebrochen. Doch nur die Herrschaft, die auf physische Machtmittel sich stützte. Ungebrochen blieb der Geist Roms, das Genie der Herrschaft. Mit Schwert und Speer war allerdings nichts mehr auszurichten: nun versuchte man es mit geistigen Waffen; und es gelang.

Vom fernen Osten her, vom niedergetretenen, verachteten Judenvolk hatte sich wie eine böse Krankheit durch all die römischen Lande eine Lehre verbreitet, ordnungswidrig, umstürzlerisch, staatsfeindlich, anarchisirend, eine Lehre, die allen Menschen Gleichheit predigte, irdischen Besitz als sündhaft erklärte, den Staat als Werk des Teufels darstellte. Und sie war siegreich. Die Massen jauchzten ihr zu; begreiflich; aus blindem Haß gegen jede Autorität. Immer weiter drang sie vor; sie drohte, Alles von oberst zu unterst zu lehren. Da halfen keine Verfolgungen. Die neue Lehre schmeißelte den siegreichen Barbaren. Der Bund war geschlossen: Rom sank ohnmächtig in den Staub.

Doch Das währte nicht lange. Das Herrschaftsgenie Roms ermannte sich. Wie wärs, sagte man sich, wenn wir diese neue Lehre annähmen und sie als Mittel benutzten, um unsere alte Herrschaft wieder aufzurichten? Wie ein Phönix stieg aus dem Schutte des alten Rom dieser Gedanke empor. Allerdings: kein Imperator schwingt in Rom das Szepter der Weltherrschaft. Aber sollte der Bischof Roms nicht den Imperator ersetzen können? Wie wärs, wenn er als römischer, als erster Bischof der gesammten Christenheit statt siegender Legionen sich der zahllosen Bischöfe und Kleriker bedienen würde, um das selbe Ziel zu erreichen, das einst mit ihren Legionen die Imperatoren erreichten: all die Länder sich tributpflichtig zu machen? Diplomatie ist keine Hexerei. Wohl raubten die Barbarenkönige den Römern ihre materiellen Herrschaftsmittel, aber sie blieben doch Barbaren. Das Genie Roms konnten sie nicht rauben; geistig waren sie Rom nicht gewachsen. Mit der neuen Lehre im Bunde, mit dem Kreuz statt des Schwertes in der Hand könnten es ja die römischen Bischöfe versuchen, die verlorene Weltherrschaft Roms wieder herzustellen.

Der Gedanke war würdig der Nachkommen der einstigen Weltbeherrscher. Wohl dauerte es Jahrhunderte, bis er ausgeführt wurde. Auch diesmal wurde Rom nicht an einem Tage gebaut. Doch im elften Jahrhundert war das Riesenwerk vollbracht: Gregor VII. krönte es.

Lange, schwere Kämpfe hat es gekostet. „Los von Rom!“ schallte es durch die Lande. Die Bischöfe der Barbarenländer weigerten sich, ihre stolzen Nacken unter das Joch Roms zu beugen. Jeder wollte unabhängig der geistlichen Herrschaft in seiner Diözese froh werden. Doch es half ihnen nichts. Das alte Herrschaftsgenie Roms war erwacht und erstarkt. Die römische Diplomatie war siegreich. Die rohen Barbarenfürsten köderte sie mit goldenen Kronen und Purpurgewändern, mit römischen Titeln und Würden, mit Reliquien und heiligen Lanzen, mit Splintern und Nägeln vom Kreuze des Herrn und anderen guten Dingen, die, „von Rom her geschickt“, der Eitelkeit roher Barbarenhäuptlinge schmeicheln konnten. So war denn ein neuer Bund gestiftet; die „weltliche Macht“ der Fürsten gefellte sich zur „geistlichen Macht“ Roms und das Ziel war erreicht: Rom herrschte wieder, indem es seine Macht mit den Barbarenfürsten theilte, und wieder waren die Länder Europas Rom tributpflichtig.

Aus diesen Jahrhunderte langen Kämpfen, in denen Rom meist siegreich blieb, will ich eine Episode schildern. Ort der Handlung ist Polen, Zeit der Handlung das elfte Jahrhundert.

Auf dem Stuhl Petri saß der geniale Gregor VII. Er war ein Realpolitiker im wahrsten Sinne des Wortes. Kein Prinzipienreiter. Er versuchte, zu biegen, und verstand, zu brechen. Seine Bundesgenossen nahm er, wo er sie fand: auf Bischofsstühlen oder Fürstenthronen; und auch räuberische Normannenhäuptlinge waren ihm willkommen. Denn seiner kurzen Regierung (1073 bis 1085) fiel die Lösung eines weltgeschichtlichen Problems zu. Er hatte ein großes, von seinen Vorgängern begonnenes Werk zu vollenden, das er allerdings schon als Kardinal viele Jahre lang mächtig gefördert hatte: die Wiederaufrichtung der alten Weltherrschaft Roms in geistlichem Gewande. Da mußten alle Kräfte des Geistes angespannt werden, alle Mittel einer erfindungsreichen Politik mußten neben und nach einander zur Anwendung kommen. Gältliche Ueberredung, geistreiche Episteln, Hofintriguen — nicht ohne Hilfe mächtiger Gönnerinnen —, politische Bündnisse mit Hoch und Nieder und im schlimmsten Fall Androhung von Kirchenstrafen und feierliche Bannflüche. All diese schlaunen Künste römischer Politik ließ er dem Kaiser Heinrich dem Vierten gegenüber spielen, bis er ihn als Bäufer im Schloßhofs von Kanossa sah.

Aber noch immer wars ihm leichter, zu siegen, wo er, wie in Deutschland, mit der *ecclesia militans* gegen die weltliche Macht ankämpfte. Einen schwereren Stand hatte er, wo Kirchenfürsten selbst, Bischöfe, gegen Rom sich widerspenstig zeigten, Roms Joch sich nicht beugen wollten und wo er gegen sie die weltliche Macht anrufen mußte. Das geschah in Polen in den selben siebenziger Jahren des elften Jahrhunderts, in denen er seinen Triumph über Heinrich den Vierten feierte.

Er mußte ja von den polnischen Bischöfen das Selbe verlangen, was er auch in Deutschland und anderswo verlangte und was zur Herrschaft Roms unbedingt nöthig war: Unterwerfung unter die Gebote der römischen Kirche. Allerdings verlangte eine weitausblickende römische Kirchenpolitik von den Bischöfen und Clerikern eine vollkommene Hingabe an die Interessen der Kirche, den völligen Verzicht auf alle lokalen, provinziellen, territorialen, mit einem Wort: alle separatistischen Tendenzen. Sollte Rom herrschen — und dahin drängte ja die ganze Entwicklung der Kirche seit Jahrhunderten —, dann mußte es absolut herrschen. Die Weltbeherrscherin forderte Tribut, Tribut und ohne Ende Tribut. Deshalb durfte Rom kein Familieneigenthum der Bischöfe dulden; all ihr Eigenthum sollte Eigenthum der Kirche sein. Um diesen Zweck aber gründlich zu erreichen, durften Bischöfe und Geistliche keine Familie haben. Also Eölibat. Das war das Mindeste, was Rom fordern mußte, wenn es seine geistliche Herrschaft und Allmacht nicht gefährden wollte.

In Deutschland ging es ja leidlich mit der Einführung dieser Reformen; aber Polen, das noch nicht lange christianisirt, jedenfalls ein viel jüngerer christliches Land als Deutschland war, Polen war noch nicht so weit. Sie hatten ja nichts dagegen, die polnischen Bischöfe aus der herrschenden Adelsklasse, ihre weltlichen Brüder, die mit dem Schwerte herrschten, mit dem Weihwedel zu unterstützen. Es lebte sich ja auf Bischofsstühlen und Abteien, in Domkapiteln und reich begüterten Klöstern gar nicht so schlecht. Das Volk robotete dem geistlichen Herrn wie dem Ritter; des edlen Maidwerks pflegten Beide gleich; die Freuden des Familienlebens waren auch dem geistlichen Herrn nicht versagt und die Einkünfte geistlicher Aemter und Würden gestatteten die landesgemäße Aufzucht zahlreicher Nachkommenschaft. Mit dem ersten Bischof der Christenheit, mit dem Papst in Rom, standen sie ja sonst auf gutem Fuß; nur sahen sie es nicht gern, wenn er ihnen Fremde ins Land schickte. Denn mit Recht betrachteten sie jeden Bischofsstuhl als einen heimischen Herrschaftsposten, so ungefähr wie ein Kastell. Der König war da, um die Güter des Reiches den um das Vaterland verdienten Herren zu verleihen. Dem Einen gab er ein Kastell, dem Anderen einen Bischofsstuhl. Man blieb doch immer unter sich. Daß aber der römische Bischof über heimische Bischofsstühle verfügen und sie gar „Fremden“ ausliefern sollte: Das wollten sie natürlich nicht dulden. Was aber gar Gregor verlangte: daß sie nicht heirathen und all ihr Hab und Gut, das sie als Bischöfe, Aebte oder Domherren erhielten oder verwalteten, immer nur als „Kirchengut“ verwalten sollten —: Das wollte ihnen nicht in den Kopf. Und gar die wachsenden Ansprüche Roms, Peterspfennige und Taxen und Geldunterstützungen und allerhand Gebühren und Leistungen: davon wollten sie nichts

wissen; da wollten sie lieber „los von Rom“. Und so blieb denn in Polen Gregor nichts übrig, als mit der „weltlichen Macht“ sich zu verbünden, die er in Deutschland bekämpfte. So schrieb er denn freundschaftliche Briefe an den Polenherzog Boleslaw den Kühnen und bat ihn angelegentlichst um Hilfe gegen die widerspenstigen polnischen Bischöfe.*)

Boleslaw war ein kühner Reder; seinem großen Ahnherrn Boleslaw Chrobry eiferte er nach. Weithin vorwärts bis an die Mündung der Elbe und südöstlich tief in die russischen Länder erstreckten sich seine Kriegszüge. Der böhmische Bratislaw war sein gefährlichster Nebenbuhler. Er hatte Ansprüche auf die Krone Polens, die einst seine Vorfahren trugen; dieser Bratislaw stand im Kampfe zwischen Gregor und Heinrich auf des Kaisers Seite. Ein Grund mehr für Boleslaw, mit dem Gegner seiner Feinde, mit dem Papst, gute Freundschaft zu halten; der dankbare Nachfolger Petri spendete ihm als Entgelt dafür die Königskrone. Und so setzte sich denn Boleslaw für die gregorianischen Reformen in Polen ein. Das sollte ihm aber schlecht bekommen.

Noch war in Polen die Monarchie nicht so fest gewurzelt, daß es dem primus inter pares möglich gewesen wäre, der allgemeinen Stimmung des Adels zu trotzen. Diese Stimmung war gegen Rom. Denn weltlich oder geistlich: Adel war Adel. Sie hatten nur ein Interesse, ein gemeinsames Interesse. Den Ansprüchen Roms gegenüber hieß es: „Los von Rom!“ Und wenn der Fürst ein Diener Roms sein wolle, dann möge er nach Rom gehen. So kam es zum offenen Kampf. Der kaiserliche Bischof Stanislaus, das Haupt der Los-von-Rom-Partei, fiel als Opfer des Kampfes; seine Partei aber siegte und der „landesverrätherische“ König, der das Vaterland an Rom ausliefern wollte, wurde aus dem Lande vertrieben. Gregor, siegreich in Deutschland, wo er mit dem Episkopat gegen den Monarchen kämpfte, mußte in Polen, wo er mit dem Monarchen gegen den Episkopat kämpfte, den Kürzeren ziehen.

Doch was bedeutet eine kleine Schlappe, die Rom lokal und momentan erleidet, für das ununterbrochen siegreiche Fortschreiten einer Weltmacht, wie es die römische Kirche ist? Aus aller Herren Ländern zieht sie ihre Lebensäfte und eine Wunde, die ihr bald da, bald dort geschlagen wird, vernarbt schnell, ohne dem gewaltigen, unverwundlichen Organismus irgend einen wesentlichen Schaden zuzufügen.

Auch die Niederlage in Polen war bald wettgemacht. Der Schützling und Freund Gregors des Siebenten war freilich im Exil elend gestorben

*) Der Brief ist abgedruckt bei Mansi: Sacrorum Concillorum Collectio Band XX. p. 60.

(1082) und Gregor war ihm bald 1085 ins Jenseits gefolgt. Aber die päpstliche Kurie nahm mit altgewohnter Zähigkeit ihre überlieferte Politik wieder auf. Kluge Italiener und Franzosen wurden nach Polen geschickt; mit polnischen Klöstern, namentlich mit Benediktinern, mit denen die Beziehungen, nie unterbrochen worden sind, wurden neue Fäden angesponnen, um den Hof des polnischen Herzogs Ladislaus Hermann, der Boleslavs Nachfolger war, neue Reize gesetzt; die römische Diplomatie verfolgte mit unermüdblicher Geduld und nie rastendem Eifer ihr großes Ziel und schon der Sohn Ladislaus Hermanns, Boleslaw III. Schiefmund (1105 bis 1138), stand wieder ganz unter dem Banne Roms und war umgeben von schlauen Dienern der Kurie. Den Bischofsstuhl von Krakau, auf dem einst der „Verräther“ Stanislaus gesessen hatte, bestieg nun der Römling Balduin; sein Vetter, auch ein Balduin, ward Hofkaplan Boleslavs und Beide waren eifrig am Werk, die alte Macht Roms in Polen wieder aufzurichten. Am Hof war ein Bruderkrieg ausgebrochen. Herzog Ladislaus Hermann hatte das Reich unter seine zwei Söhne getheilt, den älteren Zbigniew und den jüngeren Boleslaw Schiefmund. Der jüngere aber trachtete nach der Alleinherrschaft und sann auf Verdrängung des älteren. Das waren ja in jener Zeit nicht ungewöhnliche Vorgänge; aber gerade solche Zermürbungen an „barbarischen“ Fürstenthümern waren es, die der feinen römischen Diplomatie die Handhabe boten, die Macht Roms in den fernsten Ländern aufzurichten und zu festigen. Es brauchte ja nur in gewohnter Weise die Partei des einen Prätendenten zu ergreifen, ihm zu helfen und gegen den anderen die Kräfte des kanonischen Rechtes anzuwenden.

Eine prächtige Gelegenheit zu solchem Spiel bot sich nun nach dem Tode Ladislaus Hermanns (1102). Wie die Diplomatie Roms eben erst in Deutschland den Sohn gegen den Vater ausgespielt hatte, so zögerte sie jetzt nicht, den jüngeren gegen den älteren Bruder aufzustacheln, um im Austausch für Unterstützung seiner unrechtmäßigen Ansprüche ihn für die Sache Roms zu gewinnen. Denn rechtmäßigen Anspruch auf Erbfolge in dem ihm zugewiesenen Landestheil und auf die Oberherrschaft über ganz Polen hatte nach altem Brauch und nach letztwilliger Anordnung Ladislaus Hermanns der ältere Sohn Zbigniew; der jüngere hatte mit den ihm zugetheilten Provinzen vorlieb zu nehmen. Nun war aber Zbigniew ein Gegner Roms, ein Anhänger jener slavischen Partei, die los von Rom wollte. Da konnte die Stellungnahme Roms nicht zweifelhaft sein. Dem jüngeren Bruder flüsternten römische Prälaten zu, der ältere sei nach „kanonischem Recht“ kein rechtmäßiger Sohn seines Vaters, weil er aus dessen erster, kirchlich nicht eingeseegneter Ehe stamme. Das war ein feiner diplomatischer Schachzug, würdig des Landes, das einen Machiavelli hervorbringen sollte. Denn im ersten Jahr-

hundert war kirchliche Einsegnung der Ehe in Polen unbekannt und gar nicht vorgeschrieben. Erst 1197 wurde sie durch einen päpstlichen Legaten in Polen angeordnet. Aber der Kühne gelang. Boleslaw Schiefmund bekriegte seinen älteren Bruder, besiegte ihn, ließ ihn blenden und töten, erwarb sich die Gunst des Papstes, wie einst sein Onkel Boleslaw der Kühne, und wurde von seinem Hofkaplan Balduin Gallus in einem Lobgedicht (der ersten *Chronica Polonorum*) gefeiert, worin der fromme Held gepriesen wird, der zwar seinen Bruder blenden und töten ließ, aber dafür Buße that und Kirchen und Klöstern reiche Geschenke machte.*)

Nun setzte Rom wieder alle Hebel an, um die Geistlichkeit Polens von widerspenstigen Elementen zu reinigen. Der Unterstützung Boleslavs war man sicher, — und so mußte Alles glatt vorwärtsgehen. Päpstliche Legaten begannen, die Ordnung in Polen wiederherzustellen. Einer von ihnen entsetzte zwei Bischöfe, die nicht römisch genug gesinnt waren. Die Diözesanverhältnisse wurden neu geordnet, wie es Gregor VII. in dem Brief an Boleslaw den Kühnen gefordert hatte, die Benediktinerklöster wurden nach Cluniazenregel „reformirt“, — kurz: römisches Regime wurde eingeführt, die Los-von-Rom-Partei war vernichtet, mindestens ihrer geistlichen Stützen beraubt.

Im Volk freilich und in der Klasse des Adels ging es nicht so leicht. Die Erinnerung an den Märtyrer der Los-von-Rom-Partei, an den getöteten Bischof Stanislaus, war nicht so schnell aus den Herzen zu reißen. Zu groß war die Popularität des Mannes, zu groß die Verehrung für den mutigen Führer, der gegen König und Papst das Interesse des Landes, der Nation verteidigte und für seine Ueberzeugung in den Tod ging.

Allerdings war nun der polnische Klerus mehr und mehr römisch geworden; jede Opposition war verstummt; Rom herrschte in der polnischen Kirche; der Peterspfennig floß reichlich; der Eölibat wurde eingeführt und die reichen Stiftungen und Güter der polnischen Kirchen und Klöster waren nun reines „Kirchengut“, wie es das kanonische Recht fordert, — Kirchengut, aber das Rom zu verfügen hatte. Und dennoch konnte der polnische Klerus nicht ganz zur Ruhe kommen. Noch immer verfolgte ihn die volkstümliche Erinnerung an den krakauer Bischof Stanislaus Szczepanowski wie der Geist Banco's. Damit mußte endlich einmal gründlich aufgeräumt werden. Nicht umsonst war man ja in die Schule Roms gegangen; die Lehren römischer Politik waren an den Gesahen der Weichsel nicht in den Wind verhallt.

In aller Stille begann man, die geschichtlichen Zeugnisse über die Vorgänge zwischen Stanislaus und Boleslaw dem Kühnen umzuarbeiten.

*) S. Max Gumpłowicz: „Balduin Gallus, Bischof von Kruszwica, der erste Chronist Polens“, in den Sitzungsbereichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, 1896.

Der krakauer Bischof Vincenz Kadlubek begann, ehe er an die Abfassung seiner eigenen Lügen-Chronik ging, seine Historikerlaufbahn damit, daß er in die alten krakauer Kapiteljahrbücher eine Notiz hineinschmuggelte, die den ganzen Sachverhalt fälschte, den Bischof Stanislaus zu einem unerschrockenen Verteidiger der römischen Kirche und Boleslaw den Kühnen zu einem Frevler wider Religion und Kirchengebote machte. Dabei wird Boleslaw als der Auswurf der Menschheit geschildert, als ein Wütherrich, der die väterlichen Ermahnungen des Bischofs damit beantwortete, daß er den frommen Mann am Altar in Stücke hieb. Daran schließt sich eine kurze Erwähnung von Wundern, die neben dem zerstückten Leichnam des Bischofs sich ereigneten. Diese erste grundlegende Fälschung datirt ungefähr aus den Jahren, da Vincenz Kadlubek Bischof von Krakau war (1208 bis 1218). Als er sich dann ins Kloster zurückzog, wo er seine berühmte Chronik Polens verfaßte, wird diese ganze Umbildung des Stanislaus-Boleslaw-Haders noch etwas ausführlicher dargestellt. Dann bemühte man sich, die Sache monographisch immer mehr auszugestalten. Eine vita Sancti Stanislai (Vita minor) entwarf nach Kadlubeks Vorbild eine ganze Lebensbeschreibung dieses frommen Märtyrers, der das Opfer der Wuth eines lasterhaften Königs wurde. Diesem König wurden dabei immer mehr Laster angebicthet, und zwar — charakteristisch für cölibatäre Verfasser! — auf sexuellem Gebiet. Er habe sich, heißt es, „wider die Natur“ vergangen und Sodomiterei getrieben.

Als man so weit war, konnte man noch mehr wagen. Den „Märtyrer der römischen Kirche“ sollte der Papst kanonisiren. Mit der Aufnahme des Bischofs Stanislaus unter die Heiligen wäre für immer die lästige Erinnerung an eine Los-von-Rom-Bewegung vom polnischen Boden beseitigt. Daß dabei ein König, der des Papstes treuer Anhänger war, aus dem wohlverdienten Paradies in die Hölle versetzt wurde, — was lag daran! Auf einen in der Hölle schmorenden König mehr kam es den frommen Herren nicht an. Betrug? Aber ein frommer Betrug! *Pia fraus!*

So schickte denn das krakauer Domkapitel 1250 eine Gesandtschaft an Innocenz den Vierten mit der Bitte, den Bischof Stanislaus zu kanonisiren. Darob gab es im Kardinal Kollegium in Rom ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Denn unter den Karдинаlen waren ja auch gelehrte Herren, die in der Kirchengeschichte gut beschlagen waren. Die wußten — sie hatten im vatikanischen Archiv Quellenstudien getrieben —, daß Stanislaus ein hartgefottener Ketzer gewesen war, dem Rom nur schwer beikommen konnte. Und Den sollte man jetzt kanonisiren? Der Entschluß war schwer. Innocenz zögerte. Zunächst ernannte er noch eine Kommission aus polnischen Bischöfen und Aebten; die sollte die Heiligkeit des Bischofs Stanislaus prüfen. Ihr Bericht scheint nicht befriedigt zu haben. Das krakauer Domkapitel aber

drängte. Da schickte der Papst einen Legaten nach Rom, den Minoriten Jakob von Belletri. Der hatte den Auftrag — die offizielle Instruktion ist uns erhalten*) —, „das im krasauer Kapitel-Archiv befindliche Buch der Chronik Polens und das daselbst befindliche Buch der Annalen einzusehen“ und sich zu überzeugen, ob alle Angaben über die Heiligkeit, die Wunder und das Martyrium des Bischofs Stanislaus auf Wahrheit beruhen. Er kam und sah und fand Alles in jenen echten krasauer Geschichtsquellen bestätigt. Nach ihm aber hat Niemand mehr diese echten Quellen gesehen. Schnell war ihre Spur verloren, sobald der Minorite Abschied nahm. Innocenz und das Kardinal-Kollegium aber waren nun beruhigt und Stanislaus konnte jetzt heilig gesprochen werden. Das geschah zu Assisi im Oktober 1253.

Welche Lehre ziehe ich aus dieser schönen Geschichte?**)

Wenn ich die Schlaueit römischer Diplomatie, die riesige Macht der römischen Kirche bedenke, die auf dem festesten Fundamente ruht, auf der geistigen Hilflosigkeit der Menschen, dann fürchte ich sehr, daß auch den heutigen Los-von-Rom-Rufern einst etwas Schlimmes widerfahren kann. Sie können nach Jahrhunderten vielleicht gar kanonisiert werden. Allerdings haben sich ja inzwischen die Dinge etwas geändert. Einem Los von-Rom-Rufer, dem von Wittenberg, ist es gelungen, sein Werk zu vollenden; dieses Werk lebt nun über vierhundert Jahre und sein Schöpfer ist noch nicht kanonisiert. Aber Rom ist älter als vierhundert Jahre und ich zweifle nicht, daß es mindestens noch die Hälfte seiner Lebenszeit vor sich hat. Die Organisation der römischen ecclesia militans ist ganz vorzüglich; ihre Hoffnungen auf Allgemeinheit, auf Katholizität, giebt sie auch in „abgefallenen“ Reichen nicht auf. Ueberall werden unter die Grundmauern „schismatischer“ Kirchen Minen gelegt; wer weiß, wann die Stunde kommt, die Minen springen zu lassen? Ein größeres, der Bewunderung würdigeres soziales Kunstwerk als die römische Kirche giebt es nicht. Alle Kirchen beruhen auf dem selben Grundsatz: die gemüthlichen Bedürfnisse des Menschen zum Aufbau einer geistigen Herrschaft zu benutzen. Aber keine Kirche der Welt hat diesen Bau so künstlich gefügt, keine ihn so der innersten Natur der Armen im Geist fest angepaßt. Ganz so leicht, wie manche Los-von-Rom-Rufer sichs denken, ist die Befreiung von Rom nicht.

Wraz.

Professor Ludwig Gumplowicz.

*) Mon. Germ. Scriptores XIX 599. Note 89.

**) Ich entnehme sie den nachgelassenen Abhandlungen meines Sohnes Wraz: „Zur Geschichte Polens im Mittelalter“, Innsbruck 1898; „Ueber die verloren gegangenen polnischen Annalen aus dem elften Jahrhundert“ in der krasauer Monatschrift Krotka, November 1900 und mehreren noch nicht veröffentlichten über den selben Gegenstand.

Henry van de Velde.

Selten hat ein Neuerer in den Kreisen seiner Kunstgenossen mehr verblüfft als Henry van de Velde. Im großen Publikum weniger. Hier weiß man von ihm nur genau so viel, wie nöthig ist, um seine Arbeiten in dem schauerhaften Sezessionensaal unterzubringen, das nun schon seit Jahren zum guten Ton der Gesellschaft gehört. Die Zeichner in den Gewerben und einige Architekten ahnten jedoch sofort, als sie den Belgier kennen lernten, daß der damals noch bescheiden anglisirenden Rugkunst der erste starke Künstler entstanden sei; und da das Verständniß dieser Professionisten oberflächlich genug war, um ohne Verantwortlichkeitsgefühl zu sein, so that die Kunst dem Modernen wie bisher den Alten: sie begann einen unerhört schamlosen Diebstahl an seinen neuen Kunstformen. Ueber die moderne Bewegung in den angewandten Künsten ist genau so viel geschrieben und geredet worden, wie es einer Zeit natürlich ist, in der — nach Georg Brandes — jeder Zweite einen leiblichen Zeitungartikel schreiben könnte. Bescheidene Anfänge, die mehr wegen der energischen Verneinung des konventionellen Formenrahmens als durch schöpferische Fähigkeiten bemerkenswerth waren, wurden flugs zu einer „Renaissance“ gemacht; das Recht auf Hoffnung begann aber erst, als wir van de Velde kennen lernten. Wenn man die internationale Bewegung jetzt überblickt, so kritisch, wie es dem nah Stehenden möglich ist, so kann man — vom englischen Kunstgewerbe abgesehen — kaum die Hälfte von Allem ehrliche, selbständige Kunst nennen; die andere Hälfte ist van de Velde. Er allein hat dem Neuen den Charakter einer Decadencebewegung genommen und sein Entwicklungsgang hat erst das Ziel der so lange planlos scheinenden Energie gezeigt, die seit fünfzig Jahren die bildende Kunst revolutionirt.

Seine Entwicklung ist die der modernen Rugkunst überhaupt. Trotz seiner enormen Ueberlegenheit darf man nicht in den Irthum fallen, Alles, was neben ihm zur Selbständigkeit drängt, für seine Schule zu halten; man muß ihn als den höchsten Exponenten einer künstlerisch-wirtschaftlichen Nothwendigkeit betrachten, um ihn und seinen Einfluß richtig werthen zu können. Er weist auf Millet zurück, an dessen Genie sich so viel Brennstoff entzündet hat, und gehörte früher der von Seurat geführten Gruppe der Neo-Impressionisten an, deren fanatischer Pfadfinderdrang so manchen Weg zu modernen Resultaten gefunden hat. Er war einer der Rabiatesken dieser viel verlachten Pointillisten, ganz vom Studium der Farbe befangen; aber sobald er das technische Experiment erschöpft hatte, trieb es ihn zu neuen Zielen. Am Strande des Meeres, wo er zwei Jahre seiner Gesundheit leben mußte, kam ihm, nervös aufnahmefähig, wie er damals war, seine große Receptivität für die Linie in der Landschaft zum Bewußtsein. Die linearen Gebilde,

die in dem ewigen Kampfe von Wasser und Sand, im Wirbel von Angriff und Widerstand hervorgebracht werden, empfand der Suchende so intensiv, wie uns etwa Musik berührt, und er skizzirte seine Impressionen mit dem Pastellstift, voll des großen Erstaunens, das den Künstler macht. Das Linienproblem verdrängte nun das Farbenproblem. Damals muß van de Velde Etwas wie ein Mystiker gewesen sein und, um den Linienrang, der ihm im Handgelenk zuckte, vor sich selbst zu legitimiren, eine Philosophie der reinen Form getrieben haben. Aber schon lag Dem, wie jeder starken Kunstempfindung, ein — paradox gesprochen — transszendentaler Naturalismus zu Grunde und gleich auch that sein Verstand den Schritt, zu dem sich viele schwächere Begabungen nie entschließen: vom Bilde zum Ornament, von der freien Kunst zur angewandten.

Der Linienrang hat zuerst in England deutlichere Gestalt gewonnen; doch kamen die Praeraphaeliten dort über einen geist- und liebevollen Archaismus, über Faltenwurf und Blumenstengel nicht hinaus. Der englische Puritanismus entkleidete die Umrisse Botticellis ihrer schönen geistigen Sinnlichkeit; die verschmiegene Sehnsucht des robusten Volkes schuf eine zarte, märchenhaft sentimentale, etwas trodene Kunst, die an sich nicht viel bedeutet, in der aber die Linie durchexperimentirt wurde. Van de Velde hat mit diesem lyrischen Prolog der englischen Bewegung unmittelbar nichts zu thun; von einem Einfluß dieser Richtung auf seine Entwicklung kann nicht die Rede sein. Aber wir werden hier von Neuem auf den geheimnißvollen Vorgang aufmerksam gemacht, daß eine fällige Nothwendigkeit überall ihre Instrumente wählt und daß das Resultat jeder schöpferischen Kunstarbeit den Nachfolgern selbst dann nützt, wenn Diese von ihren Vorgängern nichts wissen. Wo in der Geschichte eine Idee energisch zum Ziel strebt, sind Wiederholungen ausgeschlossen; eine geheime Macht, die über Raum und Zeit gebietet, sorgt, daß kein nothwendiger Irrthum zweimal begangen werde, keine Erkenntniß unausgenützt bleibe. So ist die praeraphaelitische Kartonkunst als Vorstufe für das praktische Ornament des Niederländers zu betrachten.

Bis hier ist van de Velde's Entwicklung nur bemerkenswerth durch ihre Intensität; sie ist prinzipiell nicht verschieden von der anderer Maler. Selbst als die Linie ihm schon Ornament geworden war, hätte Alles noch problematisch bleiben können, wenn auf diesem Punkt nicht eine zweite Begabung hinzugekommen wäre: der Sinn für Plastik. Dieses Talent ist das seltenste in der bildenden Kunst; selbst die Bildhauer haben es nicht oft — sie sind Maler oder Schauspieler — und die Baukunst ist banterott, weil die Architekten Flächen und Silhouetten zeichnen, statt Massen zu formen. Dem Drange nach plastischer Motivirung sind Gesundheit und Realitätbewußtsein von Natur eigen, ihm ist es auf die Dauer unmöglich, mit blassen Träumereien

zu verkehren, und er läßt das decadente Uebermaß von Subjektivismus, das wir schauernd in der Malerei und Poesie erleben, in keinem Falle zu. Diese Doppelbegabung bestimmte van de Velde für die architektonischen Künste und unter ihrem Antrieb sah sich die leidenschaftliche Energie des Künstlers nach Bethätigung um.

Statt eines fruchtbaren Arbeitsfeldes fand er eine Wüste. Es ist eine Zeit, in der es dem harmonischen Menschen schwer wird, zu leben: eine Scheinkultur ohne ehrliche Kunst, die seltenen, versprengten Genies ohne tiefere Beziehung zum Leben, unendliche Arbeit ohne große, erkennbare Ziele, unabsehbares Wissen ohne Weltanschauung, Unfähigkeit zum Genuß, Freudelosigkeit und eine furchtbare soziale Sklaverei. In diesem ganzen gewaltigen Meer der Leidenschaften ist nur der unermüdlischen Beobachtung Etwas wie eine Drift wahrnehmbar; aber auch sie weist ins Dunkle, Ungewisse. In einer solchen Epoche mag nur Der froh werden, der eine Mission zu erfüllen hat und der das Vermögen spürt, ihr gerecht zu werden. Wo es Einer, mit der Stärke des Alleinstehenden, unternimmt — wie van de Velde es gethan hat —, allen gültigen Anschauungen und dem tollen Gedränge des ganzen Vortrabs der „Civilisation“ sich entgegenzustemmen, da kann er sich nur behaupten, wenn er in einem einzigen Punkte die höchste Kraft seines Wesens sammelt. Ein solcher Mann muß Fanatiker und, kämpft er mit einer Kunst, Tendenzkünstler werden. Hier stuzt das moderne Empfinden schon. Unsere Sehnsucht nach einer Weltanschauung ist zwiespältig. Einmal ist unser Gefühl auf der Seite der sozialen Erneuerer, bei denen, die ich die gothische Gruppe nennen möchte, Tolstoj und Ruskin, Morris und van de Velde; auf der anderen Seite empören sich unsere Instinkte gegen das Aesthetische, das unausrottbar Christliche in jener Lehre und wir fühlen, wie eine Gewissensregung, den Drang nach einer ganz persönlichen aristokratischen Kultur, nach dem stahlharten Hellenismus Nietzsche's. Kein Zweifel: wir sind die Schwachen, haltlos herüber und hinüber pendelnd, die *décadents*. Wir plagen uns mit dem Zweifel und sehen müßig zu, wie die Starken die unendliche Arbeit, die Aller wartet, muthig in Angriff nehmen.

Ruskin, der jetzt erst, mit sichtlichem Mißgeschagen, in Deutschland gelesen wird, ist der geistige Vorgänger van de Velde's. Der Engländer war der erste Kunstsozialist. Er entdeckte die Gothik wieder, deren Geist ihm zum Symbol einer zukünftigen Kultur wurde, und auf dem Wege über die Kunst kam er ganz logisch dahin, den Cobdenismus mit Mitteln zu bekämpfen, die gemeinhin spöttisch „ideal“ genannt werden, die aber im Grunde die größten Realitäten der Weltgeschichte sind: die sittlichen Triebe des Menschen. Aesthetik und Politik! Die Kunst erschien ihm nur im Licht sozialer Nützlichkeit. Seine Lehre verkündete er mit prachtvollem Apostelton, unermüdlisch,

bis seine Stimme das Echo der That weckte. William Morris hat diesen Ideen sein Leben geweiht, mit Wort und Kunst gewirkt und ein Beispiel gegeben, rein und groß, wie nur ein unerschütterlicher Glaube es kann. Es folgten Geister zweiten Ranges, Burne-Jones, Walter Crane, Cobden-Sanderson Bonsey, und als reales wirtschaftliches Ergebnis der bei uns noch heute verlassenen „Schwärmereien“ sehen wir eine bedeutende Neugestaltung des gesamten englischen Gewerbes. Die Lehre, ein von der Lebensenergie des Menschheitkörpers gegen die Krankheiten der Zeit erzeugtes Gegenmittel, fand ihren glänzendsten Vertreter auf dem Kontinent in van de Velde.

Auch er wurde Sozialist. Nicht Parteimensch; denn seine Ueberzeugung ist keine Künstlerchaft. Er mußte dahin kommen, weil jede reorganisierende Arbeit in den angewandten Künsten sich mit entscheidenden wirtschaftlichen Fragen auseinandersetzen muß. Er ist, wie Ruskin und Morris es sind, eigentlich konservativ zu nennen, in der edelsten Bedeutung dieses Wortes. Harmonisch sein: Das ist, in unseren Tagen: „rückständig“ sein. Es handelt sich ihm vor Allem darum, daß das Volk sich die Kulturfähigkeit durch eine Kunst erwerbe, die keine Luxusache ist, sondern das ganze Leben umspannt, alle Bedürfnisse, die höchsten wie die einfachsten, verklärt und schmückt. Die Engländer griffen direkt wirtschaftlich ein, sie erklärten sich gegen den Industrialismus und erkannten grundsätzlich für das Gewerbe nur die Handarbeit an. Hier ist ein durch die Zeit schon erwiesener Irrthum, der sehr geeignet ist, eine andere, kostbarere Luxuskunst hervorzubringen. Van de Velde erhofft dagegen Alles von der Kunst als sittlicher Macht und er möchte darum „eine tausendfache Diversifikation seiner Arbeiten, damit sie möglichst zahlreichen Menschen Nutzen bringen können“. Er hat, was für einen individuellen Künstler nicht ganz leicht ist, die Bedeutung der Maschine vollkommen erkannt und wünscht sich nichts Besseres, als sie im Dienst seiner Kunst verwenden zu können. In diesem Programm ist die Idee einer Maschinenkunst und eines Maschinenhandwerks im Gegensatz zur industriellen Maschinenarbeit bemerkenswerth, überhaupt der Hinweis, welche reiche kunsttechnischen Möglichkeiten die Maschine noch birgt. Der altruistische Gedanke einer allgemeinen Erziehung durch die Kunst ist etwas theoretisch. Die Nachfrage nach einer so erlebten Kunst, wie die van de Velde's es ist, wird stets sehr beschränkt sein; nur die Nachahmer werden einen Massenabsatz erzielen. Auf einem gewissen Punkt hört eine genial geübte Kunst immer auf, sich mit allgemeinen sozialen Anschauungen zu bedecken, denn jeder Schaffende ist Aristokrat, eigenständiger Individualist. Den Sozialismus produktiver Künstler darf man nie sachlich prüfen, sondern muß ihn als eine Temperamentsäußerung betrachten, als einen Drang der Begabung, im inneren Herzen zu spüren, was sie mit der Hand erschafft.

Van de Velde begann seine Thätigkeit mit einigem Buchschmuck, der ganz dunkel und unfertig anmüthet. Dann folgte eine applizierte Seiderei: „Die Anbetung des Kindes“, die schon deutlichere Merkmale der späteren Entwicklung aufweist und, nach einigen ferneren tastenden Versuchen, begann er, Möbel zu bauen. Er stellte dem vom neunzehnten Jahrhundert übernommenen Renaissanceprinzip, wonach ein Möbel den Charakter einer verkleinerten Steinarchitektur hat, Typen entgegen, die darthun, wie Holz gefügt sein muß und wie es künstlerisch geschehen kann. Ihn frappirte, wie vernünftig der moderne Mensch ein Schiff fägt, einen Wagen baut, ein Gerüst aufrichtet, und er entdeckte, verborgen in der primitiven, selbstverständlichen Logik, die ewig junge Schönheit. Als er einsah, daß unsere Bedürfnisse eigene Stilbegriffe fordern, besann er sich nicht einen Augenblick, die Riesenarbeit zu übernehmen, solche zu formuliren. Seine Möbel kommen dem Gebrauch entgegen, ihre plastische Disposition ergibt sich aus den Funktionen des Ganzen und der Theile und die künstlerisch konsequente Durchführung einer gefunden Idee giebt ihnen eine Eindringlichkeit der Form, die man als modern im besten Sinne bezeichnen muß. Es giebt Stile, die im Abwägen der Verhältnisse glücklicher sind, aber keinen einzigen, der den Organismus des Holzgefüges so rein in den Kunstformen wieder spiegelt. Van de Velde empfängt hier seinen besten Gedanken als Handwerker. Solch lebendiger Wechsel von Querschnittformen ist vorher an Möbeln nie gesehen worden; diese Technik scheint nur den Hobel zu kennen und aus der lebendigen Begegnung von Material und Werkzeug ergeben sich oft die feinsten Nuancen. Neuschöpfungen auf diesem Gebiet sind nicht leicht zu nehmen. Hier hat der Handwerker gethan, was die ganze hohe Kunst mit ihren Bildern und Skulpturen nicht vermocht hat: uns gezeigt, wie sich ein modernes Interieur künstlerisch gestalten läßt. Mit leidenschaftlicher Gründlichkeit erfaßte er nun die Technologie anderer Materialien. Den Möbeln folgten Beleuchtungsgegenstände, die die Arbeiten Bensons durch die Logik der sachlichen Konstruktion und den daraus ganz natürlich entfließenden Reichthum der dekorativen Form weit übertreffen. Er druckte Tapeten und ließ in Schererebden Stoffe weben, entwarf Mosaiken und gab dem Interieur durch die prachtvolle Verwendung des amerikanischen Glases eine reiche und doch vernünftige Dekoration. Seine Bucheinbände sind die Werke kunstverständiger Sammler, die Schmucksachen bezaubern durch den pointirten Rhythmus der ornamentalen Linien, die im Grunde nichts Anderes sind als Variationen über die Themata: die Schnalle, die Nadel, das Schloß. Wie eindringlich sein Liniennormament wirkt, beweisen auch die Plakate, die ohne figürliche Motive auskommen. So schritt er von Gewerbe zu Gewerbe und stellte einem jeden die vernachlässigten Grundregeln der Technik wieder vor Augen;

niemals nahm er auf Treue und Glauben überlieferte Formen-Anschauungen hin, jedes Ding prüfte er dem Zweck nach; und, stetig geführt von dem Drange nach Harmonie, vollendete er so das Interieur.

Es giebt nicht Viele, die diese Arbeit zu würdigen wissen. Nirgends ist das Verneinen leichter und die schöpferische Kraft seltener als in der architektonischen Kunst. Malerei und Poesie überwinden die Stillosigkeit der Zeit, indem sie den Kampf und den Schmerz unseres Geschlechtes, das große Ringen nach neuen Lebensformen, darstellen. Die Tragik des Vorwurfs giebt dem Kunstwerk hier einen Schein von Stil; die architektonischen Künste haben jedoch Resultate zu geben, reife Kulturfrüchte. Aus dem blanken Nichts eine mit dem Leben eng verknüpfte Kunst, in allen Theilen harmonisch gegliedert, zu schaffen: dazu gehört sowohl die äußerste revolutionäre Konsequenz wie das geniale Vermögen einer selbstsicheren Gestaltungskraft.

Um die Tradition zu verstehen, die van de Velde trägt, muß man betrachten, was ihn anregt. Er selbst bezeichnet die Vernunft im Gefüge eines Schiffes als Das, was für die Formen seiner Möbel entscheidend gewesen ist. (Der alte Goncourt hat dieser Art darum das Epitheton *yachting style* angehängt). Das führt zum Verständniß. Die Größe unserer Zeit, sich selbst unbekannt, spricht allein aus den Werken brutaler Mühseligkeit; auf dem Bauplay der Arbeit werden die Grundmauern einer zukünftigen Kunst gezogen. Der Verstand, der nach haarscharfen Berechnungen der Graphostatik Eisenbogen von Ufer zu Ufer spannt, arbeitet der genialen Phantasie zukünftiger Künstler vor. Keine Baukunst hat je etwas Anderes gethan, als die unsichtbare Statik des Gefüges durch motivirende Plastik und illustrirende Form sichtbar erläutert, der Nothwendigkeit die Freiheit gesellt. So sind die griechischen Säulenreihen entstanden. Dem primitiven Menschen genügt es, zu wissen, daß der Stein das Dach trägt; der verfeinerte Mensch will sehen, wie es geschieht; und da der Stein sein Geheimniß nicht verräth, so greift er zu einer erhabenen Lüge und dichtet dem toten Material die eigenen Instinkte an: Das ist dann Kunst. Wo immer die Fähigkeit, neuartig zu konstruiren, vorhanden ist, da muß früher oder später eine Schönheit der Nothwendigkeit antworten; und nur der Künstler ist ganz im Einklang mit seiner Zeit, der dem Wahren das Gegenbild des Schönen hinzufügen kann. Das vermag van de Velde; und er hat sich damit zuerst zum bewussten Künstler des Zeitalters der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Dynamomaschinen gemacht, zum glänzendsten Vertreter der zweiten Etappe unserer sich mit der Langsamkeit historischer Rekonvaleszenz vollziehenden Entwicklung, die von der Linie über die angewandten Künste zur Architektur strebt.

Wenn der Künstler, der in dem Geburtslande der Gotik zu Hause ist, von Vielen ein Gothiker genannt wird, so ist Das nur als Verlegenheit-

phrase zu nehmen. Diese alte Volkskunst, in der das germanische Wesen, wie nie wieder, seinen höchsten Ausdruck fand, hat mehr zum Menschen als zum Künstler gesprochen, sie hat sein soziales Empfinden gestärkt, nicht seiner formalen Begabung die Richtung gewiesen. Viel wichtiger ist in seinen Ornamenten und plastischen Formen die unbewusste, ererbte Tradition des Kotoke, die er mit fast allen originellen Kunstwerkern der Gegenwart theilt. Diese Tradition hat mit Archaismus nicht das Geringste zu thun. Die neue Stilbildung knüpft genau da an, wo sie einst aufhörte. Das Kotoke ist nicht, wie immer gesagt wird, der End- und Verfallstil der Renaissance, sondern eine ganz neue Kunst, die dem Zeitalter der Voltaire, Rousseau, Diderot u. s. w. eigenthümlich gehört, die sich formal völlig von der Renaissance emanzipirt hat und nur noch das äußere Kleid ihres höfischen Willens trägt. Hundertfünfzig Jahre hat die bildende Kraft dann geruht, niedergeboren... von... nach... revolutionäre... wirtschaftliche... Kunst... her... sobald sie sich wieder regt, stützt sie sich auf die letzten Resultate. Für die Beurtheilung der neuen Bewegung ist es von entscheidender Bedeutung, ihre lebendige Tradition zu kennen; denn Alles, was natürlich ist, entsteht auch in dem langsamen Prozeß des Reifens. Das formale Empfinden van de Velde's verhält sich zur Kunst der Periode Ludwigs des Fünfzehnten ungefähr wie die modernen Weltbegriffe zu den Lehren der Encyclopädisten: es ist hier und dort etwas ganz Anderes daraus geworden; aber es konnte nur auf den angegebenen Grundlagen so werden, wie es ist.

Wenn ein Neuerer auf die Grundgesetze menschlichen Kunstschaffens zurückgeht, so muß er keinen Vorwurf öfter hören als den, er verletze diese Gesetze in pietätloser Weise. So hat man der Ornamentik van de Velde's den Vorwurf gemacht, sie sei zu abstrakt, habe zu wenig Beziehung zur Pflanze; und man spricht von „häßlicher Wandwurmornamentik“. Diese Art ist den Herren Objektivisten zu ungewohnt; kein Blümchen, kein Blatt, weder Thier noch Mensch. Um ornamentale Bildungen zu analysiren, muß man sich auf ein Gebiet begeben, wo jede Kontrolle aufhört, denn dort liegen die Kunstmittel ganz im Abstrakten. Vor jedem Kunstwerk wird das Lebensgefühl gesteigert. Zuerst geschieht Das auf physischem Wege, durch ein Mitschwingen von Nerven, die wieder die stets zur Trägheit bereiteten Gefühle aufrütteln. Das Formale ist immer das Primäre in der Kunstempfindung, nicht das Gegenständliche oder Sittliche. Wenn die Predigt wirken soll, muß die Stimmung durch Musik vorbereitet sein. Wie sich die Mittel der Musik an den Zeitinstinkt wenden, so beschäftigen Form und Linie der bildenden Kunst den Rauminstinkt. Die architektonischen Formen sind nichts als eine Symbolisirung unseres eigenen plastischen Gefühls. Der Ursprung des Ornamentes liegt also nicht in der Blume, sondern im Menschen; hier wirkt eine

ganz instinktiv betriebene Transformation unseres statisch-dynamischen Temperaments. So wird der Künstler zur Karyatide seiner Gebäude, seine Werke sind Paraphrasen über sich selbst. Ohne pflanzliche Bildungen ist ein Ornament denkbar, nicht ohne die Schwerkraft; wenn Blatt und Blume sich von den Stilformen früherer Epochen fast nie getrennt haben, so liegt es daran, daß die Pflanze das sinnfälligste Gleichniß für den allgemeinen Bautrieb der Natur bietet. „Objektiv“ hat kein Ornamentstil die Pflanze dargestellt. Das hat, im wissenschaftlichen Jahrhundert, nur das moderne England zu Stande gebracht. Van de Velde kennt keinen Naturalismus; er zieht nur die Kurven seiner disziplinierten Empfindung. Aber wie er es macht, wie sein Instinkt ihm das Geheimniß ohne Rest zuflüstert: Das ist bezwingend genial. Die Möbel hat man zweckmäßig genannt und damit eine Formel für ihre Schönheit zu finden gemeint. Der rein materielle Zweck ist ja bald erreicht, jedes gute Kontormöbel beweist es; worauf es auch hier ankommt ist, daß das phantasiereiche Kaufkraftbedürfnis bis aufs Letzte von der Kunst befriedigt werde. Die Klammern greifen in diesen Möbeln wie Finger, die Stützen stemmen wie mit Schulterkraft die Last und alle Theile wachsen organisch aus einander heraus, so, wie unsere Körperlichkeit uns organische Nothwendigkeiten anzusehen zwingt. Das Alles ist alt wie die Welt; aber das Natürliche ist längst vergessen worden inmitten der zusammengeflüchten Bettelpracht unseres Lebens. Der Belgier hat uns das „ewig Eine“ neu entdeckt und dem modernen Menschen gezeigt, wie ein Interieur geschaffen werden kann, in dem man sich frei fühlt von allem Unwahren und Künstlichen. Und es darf wohl Kultur heißen, wenn Möbel im Zimmer sind, an deren Formen die Fingerspitzen gern entlang fühlen, etwa so, wie man im plastischen Genuß an einem Frauenarm leise herniederstreicht.

Sucht man van de Velde's Eigenart aus der größeren Entfernung zu werthen, so steht er in der sozial bewegten Zeit als ein Tendenzkünstler großen Stils. Die Bezeichnung erscheint sonderbar für einen in der architektonischen Kunst Thätigen; mit Unrecht. Denn gerade Der, dessen Arbeit mehr als die Anderer mit den großen und kleinen Realitäten des Lebens zu rechnen hat, dessen Kampf gegen das Falsche und Lächerliche ununterbrochen währt, sich bei jeder Aufgabe erneuert, muß, um sich durchsetzen zu können, Fanatiker sein; die Einseitigkeit van de Velde's ist Kraft. Innerhalb seiner Tendenz ist eine unendliche Mannichfaltigkeit; aber kein Trieb irtet über die sicher gezogenen Grenzen der Absicht hinaus. Eine eiserne Selbstzucht hält die Fülle der Begabung straff zusammen und meistert alle Regungen der Decadence-erbschaft, die ihn ward wie uns Allen. Das macht ihn harmonisch. Seine Kunst ist herb, von unbestechlicher Ehrlichkeit und ganz männlich, ohne eine Spur des femininen Wesens, wie es so viele Arbeiten der neuen Bewegung

zeigen. Mit Alledem ist schon angedeutet, was ihm fehlt: Heiterkeit und Naivetät. Auch seine Prachtliebe ist ernst. In allen Arbeiten leuchtet eine Lieblingslinie wieder, die ich die Kurve der Energie nennen möchte, wie die Renaissance die Linie der Sinnlichkeit, die Gotik die der Sehnsucht bevorzugte. Er ist nicht Poet, wie Morris es war; aber er hat zuerst mit der archaisirischen Romantik des neunzehnten Jahrhunderts vollständig gebrochen. Das erschwert unserer Generation, deren Empfindsamkeit sich nicht von der Historie trennen kann, das Verständniß für diesen Künstler, der doch, wie kein anderer, der Gegenwart gehört.

Man muß dieses tektonische Genie als einen Vorläufer betrachten; anders ist es nicht zu verstehen. Seine Einsamkeit würde nicht nur tragisch sein, auch unerklärlich. Es ist wahrscheinlich, daß es der Selbsterhaltungstrieb des fortschreitenden Lebens ist, der solche Begabungen hervorbringt, denn wir empfinden ihre Arbeit als die Erfüllung einer alten Sehnsucht. Und darüber sind wir so voll Freude und Dankbarkeit, daß wir zur Hoffnung gelangen: es wird Einer nach ihm kommen, der den nächsten Schritt thut, von dieser Höhe der angewandten Kunst hinauf zur Baukunst. Dann wird Das erreicht sein, worauf die Kunstentwicklung des Jahrhunderts mit dem Aufgebot so vieler Talente hingestrebt hat. Und dieses Ziel, das, dank van de Velde, keine wahnsinnige Utopie mehr ist, könnte dann endlich ein Ausgangspunkt ehrllicher Kultur werden.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Aus der Schule.

Nieder einmal, wie so oft in den langen letzten Jahren, bereitet sich in der Stille eine Agitation vor, die dem herrschenden Schulsystem näher als sonst an den dürren Leib rücken soll. Im stillen Jena entstand der Gedanke und das laute Berlin mit den kräftigeren Lungen soll ihm Gehör verschaffen. Diesmal soll der Sturm nicht gegen die Ueberbürdung der Lehrer und Schüler wüthen, sondern den ganzen üblichen Lehrplan erschüttern. Außer Rechnen, Lesen und Schreiben bieten ja unsere Schulen kaum etwas Praktisches, kaum etwas fürs Leben Wichtiges und Werthvolles. Aber noch schlimmer ist, daß der Schüler die zunächst erworbenen Kenntnisse nicht verständig anwenden lernt. So kommt es, daß die meisten Menschen sehr erstaunte Augen machen, wenn ihnen nach absolvirter Schulzeit die Anwendbarkeit des Gelernten plötzlich klar wird. Es ist dann, als theilte sich vor ihrem Auge ein dichter Nebel; und je mehr sie sehend werden, desto geringschätziger blicken sie auf die Schule zurück.

Wertwürdig ist, daß auch die neuen Agitatoren gar nicht an die äußeren Folgen zu denken scheinen, die das herrschende Schulsystem zeitigt. Man darf von den Herren ja nicht gleich das Eintreten für die allgemeine Befreiung vom

Schulgeld und für die Einheit der Elementarschule fordern, die vielleicht noch am Schnellsten die Klaffengegensätze überbrücken würde. Aber daß auch diesmal wieder Niemand sich die Mühe nimmt, zu untersuchen, welchen Einfluß die Schulzeit heute auf die Charaktere der zu Erziehenden übt: darüber darf man sich wundern. Wer ehrlich ist, muß ja gestehen, daß er an seine Schulzeit nur ungern zurückdenkt. Wer in ihr den Keim zu einem „Streiter“, im besten Sinne, empfing, wird sie sogar hassen und in ihr die Hauptursache seiner inneren Hast und ohnmächtigen Unzufriedenheit suchen. Die peinvollsten Träume führen den Erwachsenen stets in die Schule zurück, zu Prüfungen und Extemporalien. Unsere Schulzeit besteht eben aus Angst und Schrecken; das freundschaftliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ist längst verschwunden, es wächet nach den ersten Wochen der Bekanntheit und an seine Stelle tritt das Gefühl unbarmherziger Gegnerschaft. Nicht nur in dem Lehrer, sondern in der Schule überhaupt sieht dann der Schüler den Feind. Und dieses Grauen geht so weit, daß die meisten Schüler wirklich froh nur vor einem schulfreien Tage sind; an dem Tage selbst tritt schon die Furcht vor dem drohenden Unheil wieder an sie heran. Soll man da noch über die Nervenüberreizung der Gedüngteten staunen?

Die Zustände sind natürlich zu erklären. Schon vom ersten Tage an geht das Bestreben dahin, in den Kleinen den Ehrgeiz zu wecken. Unvernünftige Eltern unterstützen es dadurch, daß sie ihren Kindern schon vor dem Schulbesuch eine Unmenge Dinge einpauken, die sie in der ersten Zeit als „glänzend beanlagt“ gelten lassen. Kommt dann das Neue hinzu und hapert es mit den Fortschritten, so schleicht sich in die Enttäuschung Unwille und Keger und das arme Kind, das in seinem Unverstand und Unvermögen den Dingen ganz fremd gegenübersteht, kommt als Sünder nach Haus und geht als Feind zu dem Lehrer, in dem es den Störer des häuslichen Friedens sieht. Allzu oft hören wir, wie der studirte Mann sich mit der Frage quält, ob sein Sextaner auch einmal für die Unversität reif werden wird, wie der Kaufmann den Kopf schüttelt, daß sein Sohn in Griechisch und Latein „gut“ hat und in Rechnen und Französisch nur „genügend“. Daß diese Dinge, wenn der Junge erst ins Geschäft kommt und sonst ordentlich und hinterher ist, keine große Rolle mehr spielen, fällt ihm nicht ein. Er engagirt Hauslehrer, die dem armen Jungen noch die letzten freien Stunden rauben und ihn doppelt und dreifach kopfscheu machen.

Ich denke nicht einmal an die ganz Unvernünftigen, die in ihrem Ehrgeiz ihre Kinder immer unter den Ersten sehen wollen und sie noch besonders treiben und ängstigen. Die Lehrer selbst thun da schon genug. Auch sie haben natürlich ihren Ehrgeiz. Jeder von ihnen will seine Klasse, sein Fach muster-giltig gestalten. Und da sie nicht jeden Verstand einzeln drillen, das Wesen jedes Kindes einzeln erkennen und berücksichtigen können, so bringen die üblichen Mittel oft Früchte hervor, die weitab vom Zweck der Schule und erst recht von dem einer Erziehung fürs Leben liegen. Die meisten Lehrer sehen in den Schülern, die nicht ohne Weiteres dem Lehrplan folgen können, feindliche Elemente. Ihr Mißtrauen gegen sie wächst, je mehr ihre Zahl sich vergrößert, denn sie sind es ja, die bei einem Besuch der Aufsichtbehörde das Niveau der Klasse herabdrücken und die Fähigkeiten des Lehrenden herabzudrücken scheinen. Schon hierin liegt ein Beweis, wie ansehnlich das heutige Schulsystem ist. Daß man immer noch

nach Schema F. anordnet: In der und der Klasse muß Das und Das gelernt werden! Da wird dann natürlich nicht an die geistige Aufnahmefähigkeit der Schüler gedacht, sondern, so schnell es geht, eingepaukt, denn: „Das Pensum muß erledigt werden“. Nach solcher Vorbereitung können sich die jungen Studenten in der ersten Zeit schwer an selbständiges Arbeiten gewöhnen und man muß den Verbindungen dankbar sein, daß sie den „Losgelassenen“ wenigstens etwas Selbstdisziplin und festen Willen beibringen.

Aber auch der Charakter des Schülers ist gefährdet. Alles Sinnen und Trachten geht dahin, in den Schülern das „Streben“ zu wecken. Nun ist Strebsamkeit ja eine ganz irrtümliche Sache; weniger irrtümlich ist das Streben nach Anerkennung und Lohn. Wie viele Schüler zeigen sich nur strebsam, um in die vordersten Reihen zu kommen! Jeder erinnert sich aus der Schulzeit, daß die Schüler auf den ersten Bänken im Vergleich mit denen auf den letzten ein wahres Freudenleben führen; der Lehrer verkehrt mit ihnen ganz anders als mit den „Haulpelzen“. Die Ersten dürfen sich den Lehrern nützlich machen, ihnen die Hefte nach Hause tragen, die Schreibutensilien in Ordnung halten und sogar in der Pause die Aufsicht führen. Es ist klar, daß dadurch der unentwickelte Charakter der Kinder leicht zur Liebedienerei „erzogen“ wird. Das Kind sieht im Lehrer eine strafende und belohnende Macht, die es sich glücklich zu stimmen sucht. Gerade in der Schule aber sollte es keine Gegensätze und Unterschiede geben. Ein Kind darf nicht besser behandelt werden als das andere.

Kein gescheiter Mensch wird verlangen, daß die Lehrer Engel sind. Auf den beschwerlichen Wegen bis zur Anstellung und von da bis zum Aufstieg in höhere Klassen geht ihnen leicht die Lust zum Fliegen verloren; die Vorgesetzten lieben gefähige Untergebene und ein lehrender „Engel“ würde bald aus dem Amt fliegen. Oben aber, an den grünen Tischen, wo angeblich früh und spät für das Wohl der Großen und Kleinen gesorgt wird, sollte man sich mehr, als es leider bis jetzt geschah, mit einer ernstesten Reform der Schulzustände beschäftigen, die doch für die innere und äußere Gesundheit des ganzen Volkes mindestens eben so wichtig sind wie Zolltarife und Kolonien. Das Beste wäre ja die kostenlose Einheitschule, die Jedem, je nach Befähigung und Reigung, das Recht gäbe, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Handelsschule oder eine Volksschule zu besuchen. Und wenn dann mehr Gewicht auf das Erfassen und Begreifen als auf das einfache Behalten gelegt würde, dann könnten wir allmählich auch in unserem Bürgerthum eine Umwertung der schätzenswerthen Dinge erleben, die nicht ohne Bedeutung wäre. Schon jetzt aber verzichtet man auf das unnütze Rangiren und auf die Fächtung des Ehrgeizes. Aus Liebe zur Sache, aus eigenem Bildungstrieb sollen Kinder lernen, nicht, um Lehrern zu gefallen, und erst recht nicht, um sich kleine Vortheile zu erkämpfen. Auch wäre es wohl zweckmäßig, statt auf die Prädikate in den einzelnen Fächern, den Hauptwerth auf ein Gesamtzeugniß über die Persönlichkeit zu legen. Die allerwichtigste Forderung aber scheint mir die, dafür zu sorgen, daß die Kinder die Angst vor der Schule, die ewige Unruhe bei dem Gedanken an den Bakel des Lehrers verlieren. Dann werden sie sich auch später gern ihrer Schulzeit erinnern und man wird weniger unerfreuliche Dinge hören als jetzt, wenn ein Erwachsener aus der Schule schwätzt.

Paul A. Kirstein.



Pilgerfahrt.

Mein Freund, leg ab den Muschelhut, den Stab,
 Sieh auf die Welt mit lächelnd stillen Blicken;
 Die Sorgen, die Dich lasten, leg sie ab,
 Es ist noch weit des Weges bis zum Grab,
 Laß mild den Hauch des Lebens Dich erquickern.

Hör', wie die Vögel zwitschern um Dich her,
 Sieh, wie die Blumen duftend bunt sich breiten!
 Weit glänzt der Träume silberweißes Meer
 Und aus der Ferne kommt es leuchtend her —
 So laß Dein Schifflin in die Fluthen gleiten.

Nach Deinem Kreuzgang sehnst Du Dich zurück,
 Nach seinem Schatten, seinem friedlich Schweigen;
 Doch sieh: des Gartens still umhegtes Glück
 Traf auch des Mittags warmer Sonnenblick —
 Die Rosen glühn und Lilien heiß sich neigen.

Das Leben flammt und leuchtet überall
 Und wirrt den Fuß mit farb'gen Blumentranken;
 Es wandelt still in Sehnen Deine Qual
 Und von den Höh'n ins sonnig grüne Thal
 Entfliehen heimlich träumende Gedanken.

Du weißt es nicht, Du sollst es auch nicht wissen;
 Ich halt' Dein Haupt mit scheuem Arm umhegt —
 Schlaf ein auf weichem, lebenswarmem Kissen,
 Nur auf die Stirn laß mich Dich leise küssen,
 Wenn Du im Traum, im dunklen, Dich geregt.

Hamburg.

Theodor Suse.



Die Köchin.

Monsieur, Madame und Bébé wohnten vergnügt in der friedlich-schönen Gegend, wo die kegelförmigen Berge einen kleinen grünen See umschlossen und die „Freunden“ nur auf ein paar Wochen im Sommer hinkamen, um sich über Alles zu beklagen und wieder zu verschwinden. Monsieur, Madame und Bébé beklagten sich über nichts und blieben jahraus, jahrein zwischen den kegelförmigen Bergen an dem grünen See. Ihr Häuschen lag auf einem Hügel, der der Uebererberg hieß, weil hier früher mal ein Gerichtsvollzieher dieses Namens gehaust hatte, der noch untergeffen war. Außer an den Gerichtsvollzieher bewahrte die Gegend noch die Erinnerung an verschiedene hohe und höchste Personen, die sich gelegentlich herabgelassen hatten, in den bescheidenen Wirthshäusern des Ortes ihren ländlichen Reigungen zu leben. Sogar ihre Portraits hatten sie dann und wann als bleibendes Andenken hinterlassen.

Monsieur, Madame und Bébé fuhren nur ganz selten nach der Residenz; und wenn es Abend wurde, fühlten sie gewöhnlich auch „la nostalgie de la campagne“, um mit Paul Bourget zu reden, und kehrten wieder heim. Madame konnte dann wohl manchmal mit einem leichten Grausen die unendlichen weiten Schneeflächen betrachten, durch die der Zug im Winter hinfuhr und die sie Tag für Tag um den Uebererberg sich herumbreiten sah. Aber Bébé tröstete sie mit der weisen Bemerkung, daß in der Stadt das Bier bitter sei und daß die Städtischen „sabe Teut“ seien. Da Monsieur die Auffassung seines Erben, wenn auch nicht im ersten, so doch im zweiten Punkt theilte, war Madame überstimmt.

Monsieur, Madame und Bébé hatten einen Zuggegenstand im Hause: eine Köchin. Eine Köchin ist in jenem Lande zum Unterschied von einem „Mädchen“ eine Standesperson. Schon das Wort wird mit einem Applomb ausgesprochen, daß man gleich ein Doppellinn dahinter sieht. Die Bewegungen einer Köchin sind majestätisch, ihr Wesen ist würdig, ihr Blick fordert Rücksichten, schon in jungen Jahren. Das Erste, was mit der Köchin zu Madame, Monsieur und Bébé ins Haus kam, waren die Mätern ober, wie man dort zu Lande sagt, die Flederln für Bébé. Die Köchin leistete Bébé, das zu Bett lag, Gesellschaft, während sie ihr Kraut mit Gefelcktem verspeiste und einen heftigen Kohlendunst sich ungestört im Ofen entwickeln ließ. Das Kochen behandelte sie mit Geringschätzung und ihr Phlegma war unerschütterlich in allen Pflichtlagen. Dagegen lehrte sie Bébé das Kreuz schlagen, was Bébé große Freude machte, und das Vaterunser und Avo Maria beten. Das war mehr, als seine Mutter ihm hätte beibringen können. Wenn die Köchin Madame mit ihren großen, runden, braunen Augen ansah, von denen das eine ein ganz klein Wenig schielte, fühlte Madame sich immer etwas eingeschüchtern, obgleich Jene ja wirklich ein noch recht junges Mädchen und gar nicht bloß eine Köchin war. Aber das Standesbewußtsein schien in ihr die Individualität ganz überwuchert zu haben.

Eines Tages fuhren Monsieur, Madame, Bébé und die Köchin zusammen nach der Residenz. Sie wollten dort alle vier einige Tage bleiben; die Köchin bei ihrer Tante. Jeden Morgen kam sie ins Hotel und holte sich Bébé, um mit ihm spaziren zu gehen und ihn zur Tante mitzunehmen, die eine reiche Wittwe war, sich eben wieder verlobt hatte und mehrere Häuser besaß. Madame

wunderte sich immer, weshalb die Nichte einer solchen Tante Köchin zu sein brauchte. Eines Tages nun war die Köchin wieder bei der Tante und Madame ging, sie aufzusuchen, in die ihr bezeichnete Straße. Da Madame nie ohne Monsieur nach der Residenz kam und dann nur so neben ihm herlief, ohne sich um die Topographie der Stadt viel zu kümmern, so hatte sie eine ganz ungenügende Kenntniß von der Lage und der Rangskala der Straßen. Wie erstaunte sie daher, als sie, nach ihrer Gewohnheit den ersten besten Schutzmann fragend, zuerst nach dem königlichen Schloß und von dort in die Prachtstraße der Hauptstadt gewiesen wurde, in der also die Tante ihrer Köchin wohnte. Madame machte sich gefaßt, die Straße bis an ihr äußerstes beschriebenes Ende auf der Suche nach der angegebenen Hausnummer hinabzuwandeln, aber sie war noch nicht weiter als an den ersten Prinzenpalästen vorbeigekommen, da leuchtete ihr die gesuchte Nummer schon über einem Thorbogen entgegen. Sie trat in eine stilvolle Vorhalle älteren Geschmacks, — und von der ersten Thür blickte ihr der Name der Tante entgegen. Weiter kam sie nicht. Tante und Nichte waren nicht zu Hause. Aber nach so vielen Ueberraschungen wirkte es nicht einmal mehr verblüffend auf Madame, als sie eines Tages den Namen, den die Tante trug, unter den Namen der Hofdamen der Prinzessinnen angeführt fand.

Eins konnte die Köchin nicht leiden: das Arbeiten. Beim Strümpfstopfen schlief sie ein, zum Waschen und Scheuern nahm sie sich eine „Geßilfin“, das Essenlochen machte sie mehr kurz als gut ab. Sonst aber besaß sie eine Reihe solider Eigenschaften, die Madame mit ihrem beweglichen und aufbrausenden Temperament hoch anschlug, besonders das unerschütterliche, zähe, wohlwollende Phlegma. Darum konnte sie Madame auch nicht entbehren, als eine Reise nach Dänemark unternommen wurde, und die Köchin ging auch gern mit, was zur Folge hatte, daß sie bei der Taufe von Böö, der als ein munterer Vierjähriger selbst zum Taufbecken spazirte, als Zeugin anwesend war. Nachdem Böö solchermaßen auf Wunsch seiner Großeltern protestantisch in Dänemark getauft worden war, wurde er einige Jahre später, als das Erziehungswerk der Köchin von Erfolg gekrönt worden, im stillen Thal zwischen den Vorbergen katholisch getauft. Das geschah am Tage des Namensfestes des Landesvaters.

Einen Sensibilitätspunkt hatte die Köchin. Sie schwärmte für die geistlichen Herren. Den Anfechtungen jugendlichen Leichtsinns war sie unzugänglich. Sie erblickte ihr Lebensziel darin, einmal bei einem geistlichen Herrn Bruder Pfarrersköchin zu werden und bis an ihr seliges Hinscheiden seine Küche und ihn zu verwalten. Bis der geistliche Herr Bruder aber ausgeweiht war und eine Pfarre erhalten hatte, ergab sie sich darein, profane Köchin bei Monsieur, Madame und Böö zu bleiben.

Eines Tages nun trug es sich zu, daß ein geistlicher Herr, zugleich Land- und Reichstagsabgeordneter, sich bei Monsieur zum Besuch anmeldete. Ihn begleitete ein anderer, im öffentlichen Leben auch sehr bemerkter Herr, der aussah wie ein rasirter Kapuziner. An diesem denkwürdigen Tage brannten die Wangen der Köchin aus Eifer und ihre großen, runden, braunen, ein klein Wenig schielenden Augen hatten einen warmen Glanz. Der geistliche Herr hatte einen zarten Magen, den er selbst mit großer Geschicklichkeit auszupumpen verstand, wenn er ihn überladen hatte. Die Köchin hatte ihr Menu danach eingerichtet und

Monsieur konstatierte mit Erstaunen, daß sie wirklich kochen konnte, aus Geringschätzung gegen die profane Menschheit sich aber sonst nicht dazu herabließ. Madame dagegen sah mit noch größerem Erstaunen, wie gründlich der geistliche Herr mit dem schwachen Magen es sich schmecken ließ, und deutete ihm nach vollbrachter Mahlzeit rückwärts an, daß schon Alles in Monsieurs Zimmer bereit gestellt sei. Der geistliche Herr warf ihr aus seinen blanken, scharfen Augen einen unbeschreiblichen Dadelblick zu, stieß mehrmals auf und verfügte sich in Monsieurs Zimmer, wo er sich zwei Stunden lang ausschloß.

Auch Monsieur und Madame zogen sich zurück und der Begleiter machte inzwischen einen Abstecher in die Küche. Hier muß das unerschütterliche Phlegma der Köchin doch in Schwankung gerathen sein. Als er zum Kaffee zum Vorschein kam, trug er ein Indizium an seinem Rockkragen, das Madames Augen nicht entging: ein langes, schwarzes Frauenhaar.

Der Sommer war schon weit vorgeschritten und die schönen Herbsttage im Gebirge näherten sich, da empfing die Köchin selbst einen Besuch. Ein junger Mann, in langem, schwarzem Mönchsgewand und breitem, flachem, schwarzem Filzhut kam den Vebererberg heraufgestiegen und stellte sich Monsieur und Madame als den Bruder der Köchin vor. Er nannte sich Pater Berthold und kam aus Eichstädt. Er war lang, schlank, hübsch, jung, distinguirte, blond, — besonders jung und blond. Auf seiner Oberlippe zeigte sich jener erste Flaum, der noch nicht wegrasirbar ist, seine rosige Gesichtsfarbe und sein gelbes Haar machten es Madame recht schwer, an seine leibliche Geschwisterschaft mit der lederfarbigen und schwarzhaarigen Köchin zu glauben; und daß er schon Pater sein könne, wollte ihr auch nicht recht einleuchten. Die Köchin wies diese Einwände mit überlegener Ruhe ab, zog ihr bestes Kleid an und machte sofort einen Ausflug mit ihrem geistlichen Herrn Bruder. In der Abenddämmerung kehrten sie zurück und die verlassene Madame wußte ihnen in ihrer Verlegenheit nichts Anderes vorzusetzen als Regensburger Würste, die sie selbst beim Fleischwaarenhändler geholt hatte. Als der Herr Pater die Würste auf dem Tisch dampfen sah und die gute Madame ihm gleich drei auf den Teller legte, zog ein Ausdruck peinlicher Verlegenheit über sein hübsches Jünglingsgesicht. Seine langen, schlanken Hände erwiesen sich befremdend ungeschickt beim Geschäft des „Anadens“ und Hautabziehens; und nachdem er mit heimlichem Widerstreben in frommer Ergebenheit eine ganze und eine halbe Wurst verspeist hatte, erklärte er, „gefättigt“ zu sein. Zeitig zog er sich in Madames Salon zurück, wo ihm auf der Chaiselongue ein Nachtlager hergerichtet war. Am anderen Morgen hörte Madame unter sich beim Aufwachen den Doucheapparat in der Waschküche heftig arbeiten und beilte sich, da sie daraus merkte, daß der Herr Pater beim Morgenbad sei, zum Kaffee hinunter zu kommen. Aber der geistliche Herr Bruder war fort, — ohne Kaffee und ohne Abschied; die Regensburger schienen seinen kulinarischen Gewohnheiten eine zu schwere Enttäuschung bereitet zu haben. Die Köchin dagegen war wie durchleuchtet von innerem Glück. Die Wanderung gestern mit dem geistlichen Herrn Bruder zum nahegelegenen Wallfahrtsort war ein Triumphgang gewesen. Ueberall waren die Bauern stehen geblieben und hatten die Hüte gezogen; „man sieht, daß Volk hat doch wieder eine Achtung vor den geistlichen Herren“, schloß sie mit einem Tossall, der auch ganz geistlich war.

Noch das Ende der Idylle nahte. Ein Brief kam von der Mutter der Köchin, der ihre sofortige Heimkehr verfügte. Vergebens verwandte sich Madame dafür, dies Fleisch gewordene Pflögma länger um sich behalten zu dürfen. Die Mutter blieb ungerührt von so viel Anhänglichkeit und die Köchin nahm Abschied in einer schottischen Blouse und einem weißgelben Strohhut, mit einer Miene, als ginge sie nach erfüllter Mission einer neuen und höheren Sendung entgegen.

Ein paar Jahre später hatte der geistliche Herr mit der Magenpumpe Monsieur in einer von ihm eifrig geförderten Angelegenheit an den Hofprediger der Residenz empfohlen. Als Monsieur von der ersten Visite heimkehrte, fragte ihn Madame neugierig: „Wie sieht er denn aus, der Hofprediger?“

„Wie er aussieht?“ erwiderte Monsieur und versank in Grübeln.

Madame wartete auf Das, was weiter kommen würde; als aber nichts weiter kam, sagte sie mit unsicherer Stimme: „Du machst mich ganz ängstlich. . . Wie sieht er denn aus, der Hofprediger?“

„Wie er aussieht?“ Ueber Monsieur's Gesicht glitt ein süßliches Lächeln. „Ja, ich weiß noch nicht. . . War unsere Köchin der Hofprediger oder ist der Hofprediger unsere Köchin gewesen?“

Madame verlor fast die Sprache: „Sieht er ihr denn so ähnlich?“

„Ob er ihr ähnlich sieht? Es wäre nichts als ein Kleidertausch erforderlich, um die Identität festzustellen.“

Monsieur, Madame und Bébé waren also nun wieder bloß ein dreiblättriges Kleeblatt und saßen eines Nachmittags beim Kaffee. Mit der Post hatte sich schon seit längerer Zeit eine rhythmische Bewegung wie von Ebbe und Fluth für sie kundgethan, die nach geheimen Befehlen zu verlaufen schien. An diesem Nachmittag war plötzlich Fluth eingetreten und hatte eine Menge Postsendungen auf ihren Kaffeetisch geworfen. Darunter war auch ein Exemplar der „Woche“. Monsieur und Madame sahen ihre angekommenen Briefe durch und hatten die „Woche“ Bébé als geeignete Unterhaltung abgetreten. Nachdem Bébé genug Bilder gesehen hatte, fing er an, die Unterschriften zu buchstabiren. Monsieur hörte so zwischen dem Brieflesen, wie Bébé buchstabirte: Pe, er — Pr, S, a, z — Sag, v, o, n — von, T, r, a, z — Trag — — Pr Trag von Trag. . .

„Was liest Du denn da für Unsinn?“ fragte Monsieur unaufmerksam.

Bébé hatte nur darauf gelauert, angeredet zu werden, und mit kindlicher Schlaueit Papas Interesse durch seine Beselünfte zu erregen gesucht. Da Das erreicht war, deutete Bébé auf das Bildniß eines jungen, schlanken, blonden geistlichen Herrn im langen schwarzen Rock und rief glücklich: „Sieh, Papa, Das ist der Bruder von unserer Köchin.“

Monsieur warf einen Blick auf das Portrait und stieß Madame an: „Sieh!“ sagte er.

„Ja, Das ist ja auch wie das leibhaftige Konterfei von dem geistlichen Bruder von unserer Köchin“, rief Madame mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit.

„Pr Trag von Trag. . .“ ergänzte Bébé triumphirend.

Monsieur nahm ihm rasch das Heft weg. „Kinder und Narren. . .“ sagte er und schloß das Heft ein. Dann sagte er verweisend hinzu: „Die „Woche“ ist doch kein Blatt, das man Kindern unbesehen in die Hände geben kann.“

Im Zeichen der Bilanzen.

Unsere Industriellen sind genügsame Leute. Ist die Konjunktur gut, so preisen sie in allen Tonarten deren Herrlichkeit und erklären aus ihr allen Gewinn, den ihnen die Fabriken bescheren. Hat aber einmal ein Unternehmen die Vorbedingungen für den Genuß hoher Preise nicht erfüllt und es veräußert, den Segen der Konjunktur in die eigene Scheune zu sammeln, dann erklärt die Geschäftsleitung hoheitvoll, sie sei nicht genöthigt, sich um den wechselnden Stand der Konjunktur zu bekümmern, ihr reguläres Geschäft ruhe auf einem sichereren Boden und werde mit Gottes Hilfe auch weiter befriedigende Gewinne ergeben, einerlei, ob die Hoffnung der Konkurrenz auf die Dauer der günstigen Strömung Wahrheit werde oder Illusion bleibe. Und doch greifen natürlich Alle mit beiden Händen zu, wenn sich nur einmal Gelegenheit bietet, Das, was wir gewöhnlich die Konjunktur nennen, sich nutzbar zu machen. Wir leben jetzt in der Zeit der Geschäftsberichte. Eine Gesellschaft nach der anderen veröffentlicht die Ergebnisse des letzten Jahres; nirgends klingen die Mittheilungen und Weisagungen so lieblich, daß die Interessenten daraus Trost schöpfen könnten. Es fehlt an Muth, an Vertrauen, an Kraft und an Geld. Die Hoffnungen werden immer schwächer und es scheint, als richte sich unsere Industrie darauf ein, Jahre lang ein recht stilles Leben führen zu müssen. Bei vielen Unternehmen werden nur geringe Abschreibungen vorgenommen, um den Unterschied des diesjährigen Gewinns von dem des Vorjahres nicht zu groß erscheinen zu lassen. Andere Gesellschaften wiederum, die noch im vergangenen Winter — manche sogar noch in diesem Frühjahr — so viel verdient haben, daß die Verluste des Sommers aufgewogen werden, suchen gerade außergewöhnlich hohe Beträge vom Gewinn abzuschreiben, in der Voraussetzung, daß sie im nächsten Jahr nur noch einen mäßigen Fonds zur Bezahlung der Dividende übrig haben werden. Was die Geschäftsberichte noch verschweigen, Das wird in den Generalversammlungen ausgeplaudert, falls in ihnen überhaupt richtige Akthodre vertreten sind, die Interesse an ihrer Gesellschaft nehmen und daher nicht nur ihrer Eitelkeit Befriedigung verschaffen oder im Auftrage der Konkurrenz Direktoren und Aufsichtsräthe aushordern wollen. Ist einmal der Vorstand eines großen Unternehmens ganz ehrlich und theilt seinen Aktionären offen mit, wie die Dinge wirklich liegen, so herrscht große Trübsal und die Gemüther empören sich gegen Den, der ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten hat. Der Andere aber, der strupellos goldene Berge verspricht, ohne Rücksicht darauf, ob er sie auch wirklich heranschaffen kann, wird in den Himmel gehoben. Was der Geheimrath Baurath Emil Rathenau in der Generalversammlung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft über die Gestaltung der elektrischen Industrie gesagt hat, wurde dem verdienten Manne gar sehr verdacht; und doch ist die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß der Höhepunkt dieser Industrie einstweilen überschritten ist und daß nur noch einzelne Unternehmen, die besonders gut wirtschaften, von größeren Betriebseinschränkungen absehen können. Das erhoffte Wort, die A. E. - G. sei noch immer auf Rosen gebettet, konnte Herr Rathenau nicht sprechen; und auch eine andere Erwartung wurde getäuscht: noch ist die Fabrication der Kernstrahl-Lampe nicht so weit, daß dieser wunderbare Erfolg der modernen Technik bald in jedem guten Bürgerhause zu bewundern sein wird. Man jammert darüber,

daß die A. E. G. nicht heute schon die ganze Welt mit der neuen Lampe versorge und daß sie, weil die Fabrikation noch schwierig ist, täglich nur tausend Stück fabriciren kann, trotzdem ihr viel größere Aufträge vorliegen.

In Deutschland ist dafür gesorgt, daß die Elektrizitätswerke, so weit sie sich darauf beschränken, Licht und Kraft zu erzeugen, statt neue Maschinen zu bauen, hinreichende Beschäftigung finden; denn die Entwicklung des Straßenbahnwesens schreitet fort, gewerbliche Betriebe aller Art brauchen in wachsendem Umfange elektrische Kraft und auch die Lichtbedürfnisse werden kaum eine wesentliche Einschränkung erfahren, selbst wenn die Konjunktur weiter abflauen sollte. Anders ist es mit den elektrischen Werken, die vielfach von Stadtgemeinden erworben worden sind. Sie haben meist sehr billige elektrische Einrichtungen erhalten, weil die Konkurrenz auf die Preise und die Herstellungsbedingungen einen Druck ausgeübt hat. Die Städte haben durch eine Art von Konzessionwucher dafür gesorgt, daß den Gesellschaften kein zu großer Gewinn bei der Einrichtung neuer Anlagen bleibt. Die Kommunen glaubten, einen besonders gelungenen Schachzug zu thun, wenn sie den Gesellschaften, von denen die Elektrizitätsanlagen hergestellt waren, nach dem Ablauf einer ziemlich kurzen Anfallsfrist den Betrieb aus der Hand und in eigene Verwaltung nahmen. Nun erkennen die Gemeinden mit Schrecken, daß sie nicht die nöthige Kraft besitzen, um die Last, die sie sich aufgebürdet haben, zu tragen, um, kurz gesagt, ein Geschäft mit der Elektrizität zu machen. Die Abnehmer bleiben rar, weil es den Kommunen an der nöthigen Beweglichkeit fehlt und weil sie sich nicht so eifrig, wie es ein Privatunternehmer vermag, um neue Aufträge zu bemühen pflegen. Ein großer Beamtenapparat ist geschaffen und hier und da wird umständlich erwogen, ob es nicht möglich sei, durch die Anlage neuer Straßenbahnlinien einen Theil der erzeugten Kraft nützlicher als bisher zu verwerthen. Natürlich bleiben solche späte Versuche in den meisten Fällen ziemlich erfolglos. Es ist aber ganz gut, daß diese Exempel statuirt werden in einer Zeit, wo es beinahe schon zum Dogma geworden ist, die Händler als bödsartige Menschen hinzustellen und ihnen die Existenzberechtigung zu bestreiten. In öffentlicher Reichstagsfikung kann es bei uns als Schande bezeichnet werden, daß eine Behörde zur Zeit der Kohlenknappheit ihren Bedarf an Brennmaterial zum Theil aus dem Auslande deckt. Und doch wäre es Narrheit, nicht nach dem fremden Produkt zu greifen, wenn die Möglichkeit fehlt, unter gleich günstigen Bedingungen das inländische Erzeugniß zu erhalten; leider haben aber selbst die vom Volk erwählten Herren nicht sämmtlich das nöthige Verständniß für die einfachsten Wirtschaftspragen. Man muß auch bedauern, daß die Regierung gerade in der Kohlenindustrie dem Handel Vorzügen zu machen für richtig hält. Bisher hat sich der Staat nicht als ein so guter Kaufmann erwiesen, daß er, wie es in der Absicht mancher Radikalen liegt, zur Leitung des gesammten Kohlenbergbaues im Lande auserkoren werden dürfte. Trotzdem wird nun dem Staat wieder zugemuthet, er solle Vorbereitungen für die Uebernahme der Bergwerke in eigene Regie treffen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Begünstigung, die der Spiritusring durch die Regierung erfährt, und manche andere, wenn auch weniger offenen Freundschaftsbeweise auf die Geneigtheit der Maßgebenden zu einer Monopolwirtschaft schließen lassen. Von dem Monopol des Privatunternehmers zum Staatsmonopol ist aber nur ein kleiner Schritt.

Eine weise Regierung sollte Alles vermeiden, was eine Beunruhigung des Publikums herbeiführen könnte. Das haben unsere Minister diesmal nicht gethan.

Auch die Krisis der Spielhagenbanken hätte der Regierung eine gute Gelegenheit zu einer Kraftprobe gegeben. Leider kamen aber auch hier Mißgriffe vor; die sichere Haltung fehlte. Einmal werden den Interessenten wichtige Thatfachen, auf deren Veröffentlichung sie Anspruch haben, vorenthalten, dann wieder werden, um dieses Vergehen schnell wieder gut zu machen, vorgezigt Dinge als sicher bekannt gegeben, die noch völlig ungeklärt sind und in ihrer unfertigen Gestalt nur neuen Schrecken in die Bevölkerung tragen. Man verlasse endlich das System des Affessorismus und setze an die Spitze selbst kleinerer Verwaltungen und Ressorts Männer, die über praktische Kenntnisse verfügen und in der Lage sind, Fragen, die für große Gruppen der Bevölkerung die Bedeutung der Existenzfragen haben, klar zu überschauen, die nichts beschönigen, aber auch nicht durch Ueberrumpelungen und Beängstigungen die Finanzkraft des Volkes muthwillig schwächen.

Lynkeus.



Büchertiste.

Szu Weihnachten sollen auch diesmal, wie früher, den Freunden der „Zukunft“ ein paar lezenswerthe Bücher empfohlen werden. Bismarcks „Briefe an seine Braut und Gattin“. Riepsches „Gesammelte Briefe“. Montaignes *Essais*“. Taines „Englische Literatur“, *Origines de la France contemporaine*, *Philosophie de l'art*. Büchners „Auch Einer“ und „Shakespeare-Vorträge“. Dehns „Gedanken über Goethe“. Baechtolds „Leben Gottfrieds Keller“. Grimms „Goethe“ und „Michelangelo“. H. von Simsons „Eduard von Simson“. Renans „Geschichte des Volkes Israel“, „Paulus“ und „Marc Aurel“. Vamprechts „Deutsche Geschichte“. Brensiggs „Kulturgeschichte der Neuzeit“. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Haackels „Weltrathsel“. Huxleys „Soziale *Essais*“. Bölsches „Liebesleben in der Natur“ und „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert“. Schaeffles „Bau und Leben des sozialen Körpers“ und „Kern- und Zeitfragen“. Harnacks „Wesen des Christenthums“. Combarths „Sozialismus“. Bernsteins „Geschichte und Theorie des Sozialismus“. Jentschs „Valenbetrachtungen über unsere Strafrechtspflege“, „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ und „Robbertus“. Ruskins „Dogenpalast“, „Sesam und Lilien“, „Sieben Dechter der Architektur“. „Aus Karl Mathys Nachlaß“. Chamforts „*Maximes et pensées*“. Gracians „Kunst der Weltklugheit“. Pascals *Pensées* und *Provinciales*. Swinburnes *Essays and studies*. Oldenbergs „Buddha“. Deuffens „Sechzig Upanishads“. Neumanns „Reden Gotamo Buddhas“. Gotheins „Ignatius von Loyola“. Jacollots *Législateurs religieux*. Bossuets und Bourdaloues „Reden“. Giordano Brunos „Gesammelte philosophische Werke“. F. A. Vanges „Geschichte des Materialismus“ und „Arbeiterfrage“. Tocquevilles „Erinnerungen“. Ledys „Demokratie und Freiheit“. Nagenhofers „Wesen und Zweck der Politik“. Ferris „Sozialismus und moderne Wissenschaft“. Paulsens „System der Ethik“ und „Schopenhauer, Hamlet, Rephithopheles“. Stimmels „Philosophie des Geldes“. Burchardts „Cicerone“ und „Renaissance in Italien“.

Budles „Geschichte der Civilisation“. Gobineaus „Ungleichheit der Menschengrassen“ und „Renaissance“. Chamberlains „Neunzehntes Jahrhundert“ Hofhes „Psyche“. Sainte-Beuves Port-Royal. Hebbels „Werke“, „Tagebücher“ und „Briefe“. Multatulis ausgewählte Werke, deutsch von W. Epöhr. Wilamowitzs Uebersetzung der griechischen Tragödien. J. G. Meyers „Eros und Psyche“. Kiplings „Neues Dschungelbuch“ und „Soldatengeschichten“. Kostonds Cyrano und L'aiglon. Tolstois „Auferstehung“. Sintewiczs Quo vadis. Anzengrubers „Sternsteinhof“ und „Schandfleck“. Altenbergs „Wie ich es sehe“ und „Was der Tag mir zuträgt“. Gedichte von Musset, Novalis, Hölderlin, Verlaine, Villencron, Dehmel, Hofmannsthal, Salus, Avenarius, Susse. Der ganze Fontane. Von Marie Ebner-Eschenbach „Zwei Komtessen“, „Gemeindekind“, „Ein kleiner Roman“. Narriots „Geistlicher Tod“, „Seine Gottheit“. Roseggers „Schriften des Waldschulmeisters“, „Das ewige Licht“, „Mein Himmelreich“. Dmptebas „Silvester von Geyer“ und „Eysen“. Siebigs „Kinder der Eifel“ und „Weiberdorf“. Spittlers „Olympischer Frühling“. Böhlens „Rathsmädelgeschichten“, „Rangirbahnhof“, „Halbthier“. Dohms „Sibylla Dalmar“ und „Geschichte einer Seele“. Zielbings „Tom Toms“. Villiers „Onkel Benjamin“. Raabes „Horader“ und „Hungerpastor“. Gotthelfs „Uli“. Storms Aquis submersus. Flauberts „Bovary“ und „Salambo“. Bayles „Roth und Schwarz“. Smiles' „Pflicht“. Emersons „Essais“. Neue Bücher über Shakespeare von Georg Brandes, Sidney Lee und Kellner. Federns „Dante“. „Auf Deutschlands hohen Schulen“, herausgegeben von R. Fick. Die bei Eugen Diederichs erschienene Sammlung der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“. Die bei Velhagen & Klasing erschienenen „Monographien zur Weltgeschichte“. Paul de Saint-Victors „Beide Masken“. Kravotkins „Memoiren eines Revolutionärs“. Granmachs „Physikalische Erscheinungen und Kräfte“. Billroths „Briefe“. Schleichs „Wundheilung“. Muthers „Geschichte der Malerei“. Strams „Professor Pietrommus“ und „Rachwuchs“. Martersteigs „Schauspieler“. Bornsteins „Tod in der modernen Literatur“. Leopold Schmidts „Haydn“. Forels „Gehirn und Seele“. Hendlers „Sbornik“. Die neue Zfbsen-Ausgabe, die bei S. Fischer erscheint. Prévosts Viorges fortos und Houroux monagos. Blüthgens „Hesperiden“. Strindbergs „An offener See“ und „Schlüssel des Himmelreichs“. Heines „Bilder aus dem Familienleben“. Das Thöny- und das Reznicek-Album. „Die Kunst“ (Bruckmanns Verlag). „Das Museum“ (Spemanns Verlag). Miserafs Miróio ... Das ist, wie Jeder sieht, keine vollständige, methodisch ausgearbeitete Liste; nur Vorschläge sind es, die beim flüchtigen Durchmußern der eigenen Bibliothek entstanden. Die Deutschen lesen noch immer zu wenig, lesen am Liebsten, wenn überhaupt gelesen sein muß, nur die Bücher vom letzten Jahr, ohne an Fouberts Wort zu denken: „Man verlangt beständig neue Bücher und doch sind in den alten, die wir längst besitzen, unermeßliche Schätze an Wissenswerthem und Erfreulichem aufgespeichert, die uns unbekannt bleiben, weil wir uns nicht die Mühe geben, sie kennen zu lernen. Und so stiften neue Bücher großen Schaden, da sie uns hindern, die alten aufzusuchen“. Nur um die Weihnachtszeit ist der Durchschnittsdeutsche allenfalls zu Bücherkäufen geneigt; da sollte er wenigstens nicht wahllos nehmen, was ihm die Zeitung oder der Stammtischgenosse als neueste Mode empfiehlt, sondern nach dem Guten greifen, das ja, auch wenn es alt ist, nicht immer langweilig zu sein braucht, und sich erinnern, daß schon Montaigne Bücher die zuverlässigsten aller Freunde und die beste Munition für den Lebenskampf genannt hat.